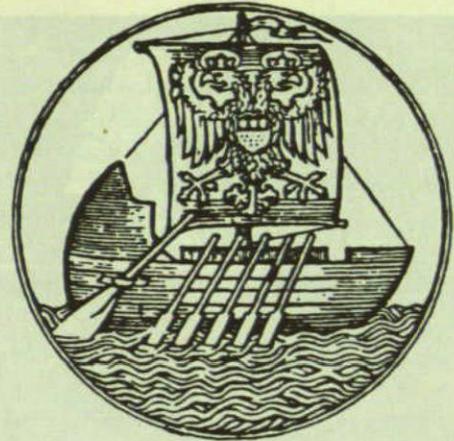


ALT-KÖLN



G 20347 F

Mitteilungen des Heimatvereins Alt-Köln · Nr. 68 · Februar 1988

Liebe Mitglieder und Freunde des Heimatvereins Alt-Köln!

Wie sagte der deutsche Skifahrer Markus Wasmeier nach seinem schnellen Ausscheiden aus dem Super-Riesenslalom bei den Olympischen Winterspielen im kanadischen Calgary? „Manchmal, da liebt's einen, und manchmal, da liebt's einen nicht!“

Bei uns hat der Tod reiche Beute geholt: den Mundartautor Hans Brodesser, unser Ehrenmitglied Dr. h.c. Theo Burauen, unseren langjährigen stellvertretenden Schriftführer Hans Müller, Leo Schumacher, der als „Herr Schmitz“ eine Art kölsches Original war, den Liedermacher und Unterhaltungskünstler Toni Steingass und den Mundartautor und Heimatforscher Dr. Heinz Weber, zudem im neuen Jahr schon unser langjähriges Vorstandsmitglied Luise Brandt und, mit besonders erschreckender Plötzlichkeit, die eine große Lücke auch in unsere Vereinsarbeit reißt, den Dichter

Heinrich Roggendorf. Wir wollen ihrer, sei es in der Tafel zum Gedächtnis unserer Toten, sei es in einem kleinen Nachruf, sei es in einem Ehrenabend zur Erinnerung, dankbar gedenken.

Trotz alledem hat inzwischen unsere Vereinsarbeit 1988 längst begonnen. Zu den ersten Veranstaltungen haben wir mit einem Rundbrief eingeladen. Auf die Ordentliche Mitgliederversammlung werden wir, wie es sich gehört, ausführlich zurückkommen. Die „Kumede“ hat mit ihrem Fastelovendsspillche „Köbes der Eeschte“ wieder einen schönen und verdienten Erfolg gehabt. Auch unsere Fastelovendssitzung ließ nach Programm und Stimmung nichts zu wünschen übrig. Und mit Riesenschritten geht es auf die nächsten Termine zu, deren wir Ihnen wieder einige anzubieten haben.

Halten Sie uns die Treue, damit die Arbeit weiterhin ein wenig Freude macht.

Ihr Heribert A. Hilgers

Unser Veranstaltungskalender

- | | | |
|----|--------|---|
| Sa | 12. 3. | Studienfahrt zum Gedenken an Heinr. Roggendorf |
| Mo | 14. 3. | „Domgespräche“ von Oscar Herbert Pfeiffer |
| Mo | 18. 4. | Professor Dr. Werner Eck über Agrippina |
| Sa | 23. 4. | Start zur Bodensee-Studienfahrt 1988 |
| So | 15. 5. | „Och dat ess Kölle“: Wanderung durch Riehl |
| Mo | 16. 5. | Frau Dr. Hiltrud Kier über das Kölner „Dombild“ |
| So | 29. 5. | „Och dat ess Kölle“: Wanderung durch Dellbrück |
| So | 12. 6. | „Och dat ess Kölle“: Stätten der Gelehrsamkeit |
| Mo | 20. 6. | Zum hundertsten Geburtstag von Berta Henrichs |

Einladung zu unseren Veranstaltungen

Samstag, 12. März 1988, 12.45 Uhr, ab Cäcilienstraße

Von Nievenheim nach Neersen. Historische Stätten und geistliche Ziele am vorderen Niederrhein. Studienfahrt zum Gedenken an Heinrich Roggendorf

Diese Fahrt hat Heinrich Roggendorf im Herbst 1987 konzipiert. Am 10. Oktober, auf dem Rückweg von der Fahrt ins Oberbergische und Bergische Land, hat er voller Begeisterung davon ge-

Rh 143



Vor dem knienden Jan von Werth in Büttgen

Nach meines Lebens langer Qual,
Was ist mir da beschieden?

Ich bitte wie der General
Vor einem himmlischen Portal
Den lieben Gott um Frieden

Heinrich Roggendorf

Diese Verse schrieb der Dichter im Herbst 1987. Sie gehören zu den letzten, die wir von ihm besitzen.

sprochen. Bei der Ordentlichen Mitgliederversammlung am 25. Januar haben wir nichtsahnend die Teilnehmerkarten verkauft. Nun, nach dem 31. Januar 1988, müssen wir die Fahrt zum Gedenken an unseren Freund Heinrich Roggendorf in der Trauer um seinen allzu frühen Tod durchführen.

Unser erstes Ziel ist die Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Salvator in Nievenheim. Die dreischiffige Backstein-Halle von 1741–1743 beherbergt das nach der Reformation aus der Duisburger Salvatorkirche nach hier verbrachte spätgotische Gnadenbild des Erlöser-Christus. In der Kirche befinden sich weiter drei ausgezeichnete Altäre, die der bedeutende westfälische Barockbaumeister Johann Conrad Schlaun entworfen hat. Um den ehemaligen Kirchhof führt ein Stationsweg, den wir abschreiten werden. Danach fahren wir nach Norf, wo wir der reizvoll ausgestatteten Pfarrkirche St. Andreas unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Der Aufenthalt in Büttgen, dem Geburtsort des kölnischen Knechtes und nachmaligen kaiserlichen Generals Jan von/van Werth, wird uns als Kölnern besondere Freude bereiten. Wir besuchen dort die alte Kirche St. Aldegundis, in der und vor der die kniende Figur des „Knäächs vum Kämpchenshoff“ in der Feldherrentracht des 17. Jahrhunderts zu betrachten ist. Als Höhepunkt unserer Fahrt erwartet uns dann das Wunder von Klein- oder Beth-Jerusalem. Diese in Neersen gelegene Gnadenstätte wurde 1652 von Gerhard Vynhofen gestiftet, der Jan von Werths Feldkaplan war. Nach einer Palästina-reise ließ er hier die doppelgeschossige Kapellenanlage errichten, in der die Gnadenorte des Lebens- und Leidensweges Christi vereinigt sind. Unter den Figuren der Kreuzigungsgruppe finden wir kölnische Arbeiten von hoher Qualität. Als bemerkenswertestes Ausstattungsstück von Klein-Jerusalem wird die Nachbildung des Heiligen Grabes angesehen, weil Vynhofen sie der ersten Heiliggrabanlage in Jerusalem nachgebaut hat.

Krönender Abschluß unserer Fahrt wird für uns alle eine Einkehr in der bei Neersen gelegenen Gaststätte „Kastanie“ sein, wo uns, wenn wir es fassen können, ein wohl einmaliges Mahl geboten wird.

Die Abfahrt erfolgt pünktlich um 12.45 Uhr ab Cäcilienstraße, Bushaltebuch gegenüber dem Belgischen Haus (Fahrbahn in Richtung Heumarkt). Die Rückkehr dorthin ist für etwa 20.00 Uhr vorgesehen. Im Preis der Teilnehmerkarten von 15,00 DM sind Kosten für Speisen und Getränke nicht enthalten.

Montag, 14. März 1988, 19.30 Uhr im Belgischen Haus:

Lesung aus den „Domgesprächen“ von Oscar Herbert Pfeiffer

Den meisten unserer Mitglieder ist er sicher als Autor kölscher

Bühnenstücke („Der Freischmütz“, „Krakeel em Olymp“, „Iehe vör Jereech: Jan jäjen Jriet“, „Der Strofesel“) und als Liebhaber von Aphorismen bekannt.

Nun hat Oscar Herbert Pfeiffer ein Dom-Buch geschrieben. Es versteht sich von selbst, daß das kein „gewöhnliches“ Dom-Buch wurde. Der Autor folgt nicht mit der manchmal langweiligen Genauigkeit des Historikers den geschichtlichen Ereignissen und geht nicht mit dem Zeigefinger des Fremdenführers brav an den Sehenswürdigkeiten entlang, sondern er zieht den Dom selbst und die „Gestalten“, die zu ihm gehören und die ihn beleben, ins Gespräch: Gerhard von Rile, die riesige Christophorus-Statue, einen Teufelsnarren aus dem Chorgestühl, eine Kerze und einen Beichtstuhl, die Glocke Pretiosa und eine Domtaube. Das ist amüsant. Einfälle blitzen. Der Aphoristiker Oscar Herbert Pfeiffer, der im vergangenen Jahr seinen fünfundachtzigsten Geburtstag feierte, will sich auch hier nicht verleugnen. Ihm zu Ehren lesen wir Ausschnitte aus diesem (hochdeutschen) neuen Werk, das in Kürze auch als Buch erscheint.

Es wirken mit: Hermann Hertling, Christel Philippsen, Willi Reisdorf, Wolfgang Semrau und Heinz Urbaneck, dazu Matthias Hofmann (Cello).

Der Eintritt ist frei; auch Gäste sind willkommen.

Montag, 18. April 1988, 19.30 Uhr im Belgischen Haus:

Universitätsprofessor Dr. Werner Eck, „Agrippina“

Als Karl Berbuer 1950 Kölns „Stadtmutter“ besang, sagte er von ihr „Süch, dat Minsch kunnt doch jet“, nannte sie „d'r eeschte Vämp“ und redete sie an: „do Oos wors bestemmb kein Kääze-möhn, ävver söns famos“. Viel mehr, als daß sie im römischen Legionslager Köln geboren wurde, daß sie später in Rom zur Kaiserin aufstieg, als solche die Erhebung ihres Geburtsortes zur römischen Kolonie mit Stadtrechten bewirkte und daß die Kölner als Agrippinenser eine Zeitlang ihren Namen trugen, dazu vielleicht noch, daß ihr Sohn Nero sie ermorden ließ, wissen wir wohl alle nicht von ihr. Vor siebzig Jahren hat der Historiker Franz Bender über sie im damaligen Verein Alt-Köln gesprochen. Jetzt zeichnet der Professor für Alte Geschichte an der Kölner Universität Werner Eck das Bild dieser interessanten, engagierten, emanzipierten Frau, deren Leben in markanter Weise mit der frühen Geschichte Kölns verbunden ist.

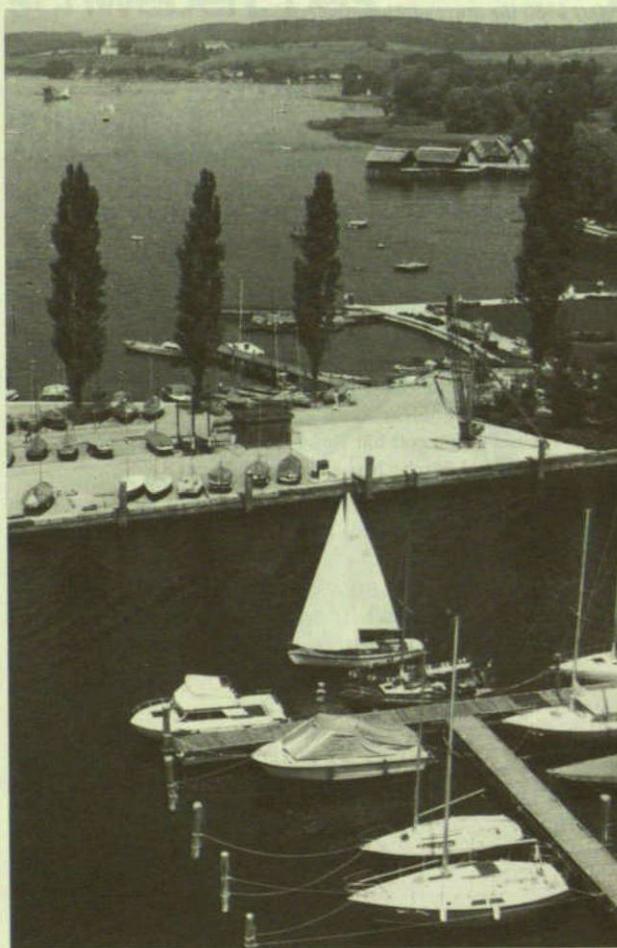
Auch wenn wir, alles in allem, wohl wenig Anlaß haben, stolz auf eine solche „Gründerin“ zu sein: Wir freuen uns, unseren Mitgliedern ein solches Thema und einen solchen Referenten anbieten zu können.

Der Eintritt ist frei; auch Gäste sind willkommen.

Samstag, 23. April 1988, 8.30 Uhr ab Cäcilienstraße:

Start zur Studienfahrt an den Bodensee, in die Heimat des großen Kölner Malers Stefan Lochner

Das Programm steht fest, die Teilnehmer auch (für den Notfall gibt es eine Warteliste), Christel Philippsen und Willi Reisdorf stehen als Ansprechpartner während der Fahrt zur Verfügung, Kurt Hartmann, „unser Mann am Bodensee“, erwartet die Teilnehmer am Abend des 23. April in Unteruhldingen zur Einwei-



Blick auf den Bodensee vom Motorschiff „Uhdlingen“ aus: das neue Hafenbecken, die Anlegestellen der Bundesbahnschiffe und die Pfahlbauten, im Hintergrund die Birnau

sung in die Quartiere: Wenn nun noch das Wetter ein bißchen mitspielt und alle Teilnehmer Erlebnisbereitschaft, gute Laune und auch so etwas wie Kameradschaftlichkeit mitbringen, dann wird sich diese Fahrt würdig ihren Vorgängerinnen aus früheren Jahren anschließen. Wir möchten es wünschen, und die Kulturlandschaft am Bodensee mit ihren Naturschönheiten bietet die besten Voraussetzungen.

Meersburg, die Geburtsstadt Stefan Lochners, die für den 27. April auf dem Programm unserer Studienfahrt-Teilnehmer steht, feiert 1988 ihr tausendjähriges Bestehen.

Un et Arnöldche fleut...

Em Himmel es d'r Düvel loß, weßt ehr, wat dat bedüek?
Do feeren se hüek Fastelovend, do eß hüek en löstige
Klick.

D'r Petrus sitz em Elferrot, die „Schwaat“ eß och alläat,
Der „Senk“ un der „Trööt“, der platzen de Nöht,
D'r Maaße Fritz, dä präsideet:

R: Un et Arnöldche fleut,
Un d'r Herrgott hät sing Freud,
Un d'r Ostermanns Will, dä singk esu schön,
Et quietschen dä Palm sing Urgelstön,
Un et Arnöldche fleut,
Un d'r Herrgott hät sing Freud,
Un der Lääsche Nas ehr Nas weed naaß,
Weil Kölle nit ungergeiht.

Met Klatschmarsch flüg jitz en de Bütt d'r Engel Schmitz, dä
Gäl,

D'r Wittgenstein hält sich de Backe, d'r Schneider-Clauß
laach met dem Schäl.

D'r Hönig bütz et Böckderöck, der Antun Meis röf „Proß“,
D'r Millowitsch mäht Spaß: „Wat eß en der Kass?“

D'r Hannemanns Fritz, dä läht loß:

R: Un et Arnöldche fleut...

De Funke süht m'r wibbele jitz, et danze wie geschmeet
De hellige Mädcher un Knäächte, d'r Möler Bock Strüüßger
serveet.

Et Griet danz och me'm Jan vun Wäht, weil die sich jitz ver-
stonn.

Met Engelsgetön singk Ühm un och Möhn:
„Zo Foß mööch ich noh Kölle gonn.“

R: Un et Arnöldche fleut...

Karl Berbuer

„Et kölsche Hätz hält uns jung“

Von diesem Heft und von diesem Jahr an wollen wir unseren Geburtstagskinderkalender erweitern. Es ist offensichtlich, daß die meisten Menschen mit dem fünfzigsten beginnen, ihre Geburtstage bewußter (und dankbarer) zu feiern. Dem wollen wir, wenn schon nicht bei unseren vom Schriftführer Hubert Philippen versandten Glückwunschbriefen, so doch hier in unseren Vereinsmitteilungen Rechnung tragen. Bisher haben wir die Geburtstage vom fünfundsechzigsten an im Fünf-Jahres-Rhythmus genannt, in Zukunft werden wir auch diejenigen erwähnen, die ihr fünfzigstes und sechzigstes Lebensjahr vollenden.

Das kommt diesmal, bei der „Premiere“, zehn Fünfzigjährigen und neun Sechzigjährigen zugute. Des weiteren finden sich in der heutigen Reihe, einschließlich zweier Nachträge, siebzehn Fünfundsechzigjährige, acht Siebzigjährige, dreizehn Fünfund-siebzigjährige, neun Achtzigjährige, immerhin noch drei Fünfundachtzigjährige und sogar eine Neunzigjährige. Ihnen allen gelten unsere herzlichsten Glückwünsche und ein kräftiges Dankeschön für ihre Treue.

Es wurde oder wird

| | | |
|---------------|--------------------------------------|----|
| am 4. Januar | Richard Griesbach, Köln | 60 |
| am 5. Januar | Ernst Crombach, Köln-Ehrenfeld | 70 |
| am 5. Januar | Heinz Gütler, Köln | 60 |
| am 6. Januar | Helene Schiefer, Köln-Holweide | 60 |
| am 7. Januar | Margrit Löhr, Köln-Mülheim | 65 |
| am 8. Januar | OStDir. i. R. Dr. Robert Frohn, Köln | 75 |
| am 8. Januar | Hans Josef Kerner, Köln | 65 |
| am 8. Januar | Peter Marx, Köln-Sülz | 50 |
| am 9. Januar | Rosemarie Dick, Bergisch Gladbach | 50 |
| am 12. Januar | Maja Weisbeck, Odenthal-Voiswinkel | 50 |
| am 13. Januar | Heinz Gries, Köln | 75 |
| am 15. Januar | Anne Stragholz, Köln-Sürth | 50 |
| am 16. Januar | Egon Matzerath, Bad Honnef | 50 |
| am 18. Januar | Karl Schmalbach, Meerbusch | 60 |
| am 19. Januar | Gertrud Schaum, Köln-Bayenthal | 75 |
| am 21. Januar | Marianne Hockerts, Köln | 60 |
| am 23. Januar | Erna Bauer, Köln | 75 |
| am 23. Januar | Katharina Büttgen, Pulheim | 65 |
| am 24. Januar | Christel Schüller, Köln-Longerich | 60 |
| am 26. Januar | Alfred E. Küssbauer, Hürth-Efferen | 75 |
| am 28. Januar | Agnes Jansen, Köln-Lindenthal | 50 |
| am 28. Januar | Maria Langendorff, Köln-Rodenkirchen | 80 |
| am 30. Januar | Maria Heinen, Köln-Holweide | 80 |
| am 1. Februar | Katharina Knoche, Marienheide | 65 |
| am 3. Februar | Manfred Göbel, Köln-Vingst | 65 |

| | | |
|----------------|---|----|
| am 4. Februar | Harald Gülker, Köln-Riehl | 65 |
| am 4. Februar | Maria Kaps, Köln-Raderberg | 75 |
| am 6. Februar | Käthe Böing, Troisdorf | 75 |
| am 6. Februar | Elisabeth Golderer, Köln-Lindenthal | 70 |
| am 8. Februar | Walter Winkler, Köln-Deutz | 70 |
| am 14. Februar | Lina Wagner, Köln-Dünnwald | 65 |
| am 14. Februar | Heinz Wild, Köln-Dellbrück | 60 |
| am 16. Februar | Erika Gronau, Köln-Kalk | 65 |
| am 18. Februar | Käthe Fassbender, Köln-Raderthal | 75 |
| am 20. Februar | Theresia Fabig, Leverkusen | 50 |
| am 20. Februar | Adolf Rölen, Köln-Brück | 70 |
| am 20. Februar | Bruno Walter, Köln-Junkersdorf | 75 |
| am 21. Februar | Agnes Picht, Köln-Mengenich | 65 |
| am 21. Februar | Amalie Quos, Brühl | 90 |
| am 21. Februar | Aenne Wiemes, Köln-Ehrenfeld | 75 |
| am 26. Februar | StDir. Rudolf Girards, Köln-Pesch | 50 |
| am 26. Februar | Walter Hermanns, Köln-Esch | 65 |
| am 26. Februar | Ursula Münden, Köln-Höhenhaus | 80 |
| am 27. Februar | Inga Ganter, Köln-Marienburg | 65 |
| am 28. Februar | Dipl.-Ing. Walther Heinrich, K.-Merheim | 50 |
| am 29. Februar | Margot Michels, Köln | 60 |
| am 1. März | Dr. Hugo Restle, Köln-Nippes | 60 |
| am 1. März | Bernhard Thomas, Köln-Weidenpesch | 80 |
| am 5. März | Helma Bertus, Köln | 80 |
| am 5. März | Philipp Jansen, Dormagen | 80 |
| am 7. März | Anton Becker, Köln-Mauenheim | 70 |
| am 8. März | Agnes Sasse, Köln-Chorweiler | 80 |
| am 9. März | Margarete Esser, Köln-Lindenthal | 80 |
| am 10. März | Rosemarie Schwerzel, Köln-Dellbrück | 50 |
| am 13. März | Magdalena Maiwald, Köln-Niehl | 65 |
| am 15. März | Ludwig Fleischhauer, Köln-Merheim | 65 |
| am 17. März | Heinrich Frings, Köln-Lindenthal | 80 |
| am 17. März | Jakob Pütz, Köln-Dellbrück | 70 |
| am 18. März | Agnes Braun, Köln | 75 |
| am 21. März | Hans Flemm, Köln-Dünnwald | 70 |
| am 23. März | Adam Wienand, Köln-Lindenthal | 85 |
| am 25. März | Rektorin Marianne Eckardt, Köln | 65 |
| am 27. März | Irmgard Rosen, Köln-Raderthal | 65 |
| am 29. März | Heinrich van den Berg, Köln-Deutz | 85 |
| am 29. März | Else Linden, Köln | 75 |
| am 29. März | Rektor i. R. Willi Löllgen, Köln-Deutz | 85 |
| am 31. März | Eleonore Fleischhauer, Köln-Merheim | 65 |
| am 31. März | Kurt Jansen, Köln | 70 |

Nachtrag für 1987:

| | | |
|-----------------|--------------------------------|----|
| am 5. Oktober | Charlotte Fleschmann, Köln | 75 |
| am 13. November | Wolfgang Schmitz, Köln-Merheim | 65 |

Jahre

Kölner Rhein-Seilbahn. Vom Zoo über'n Rhein zum Rheinpark schweben. Das Panorama genießen.

Wir sind dabei:

Denn wir sorgen dafür,
daß Ihre Freizeit zum
Erlebnis wird.
Durch Strom von GEW.

Und mit uns erreichen
Sie sicher und schnell
Ihr Ausflugsziel:
Mit Bahnen und Bussen der KVB.



GEW Gas-, Elektrizitäts-
und Wasserwerke Köln
Aktiengesellschaft

KVB Kölner
Verkehrs-Betriebe
Aktiengesellschaft

Unsere Leistung läßt Köln leben.

„Alt-Köln-Kalender 1987“

Namen und Daten, an die das Jahr 1987 uns erinnerte (Teil III)

Vor fünfzig Jahren

1937 begann der Bau der neuen Kölner Markthalle. Von 1901 bis 1904 ließ die Stadt eine Haupt-Markthalle nach den Plänen des Architekten und Stadtbauinspektors Balduin Schilling errichten. Die Fassade gestaltete Otto Müller-Jena. Der Bau lag an

sehr markanter Stelle, so daß nach seiner Vollendung Griebens „Rheinführer“ die Leser auf ihn aufmerksam machte mit der Ortsangabe „südliches Ende des Heumarktes“. Aber schon wenige Jahre später entsprach die Halle nach Größe und Lage nicht mehr dem Anstieg der Bevölkerung (die Einwohnerzahl Kölns



Die alte Kölner Markthalle in der südlichen Hälfte des Heumarkts um 1920

betrug 1900 noch rund 372 000, schon 1914 — nicht zuletzt infolge weiterer Eingemeindungen — rund 635 000) und dem wachsenden Verkehr. Der Bau einer größeren Halle wurde erforderlich, verzögerte sich jedoch immer wieder. Da der Süden der Stadt attraktiver ausgebaut werden sollte, bot sich schließlich das Gelände südlich des Güterbahnhofs Bonntor für einen Neubau an. Von 1937 bis 1940 entstand hier die neue „Großmarkthalle“. Entwurf und Bauleitung lagen beim Hochbauamt der „Hansestadt Köln“, Leiter der Entwurfsstelle war der Architekt und Regierungsbaumeister Theodor Teichen. Für die Konstruktion des Beton-Schalenbaus zeichnete Dr.-Ing. Ulrich Finsterwalder verantwortlich. Die Halle mit einer Grundfläche von 7500 qm, einer Länge von 132 m, einer Breite von 57 m und einer Scheitelhöhe von 21,5 m war etwa so groß wie der Kölner Hauptbahnhof. — Die Verlagerung der Markthalle „hat der Altstadt eine ihrer historischen Seiten genommen, den wirklich großen sichtbaren Markt der Kölner Bucht“ (Walther Herrmann). Daß sie im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, sei zum Schluß wenigstens erwähnt.

Robert Frohn

Am 2. März 1937 starb in Köln Fritz Witte, geboren am 18. Februar 1876 in Dorsten, katholischer Priester und Kunsthistoriker, von Alexander Schnütgen selbst als sein Nachfolger in der Betreuung seiner Sammlungen bestimmt, erster Direktor des neu errichteten Schnütgen-Museums für christliche Kunst, seit 1922 auch Professor an der Kölner Universität, Verfasser bedeutender Bücher über Kunst in Köln, von denen insbesondere der Bildband „Der goldene Schrein“ von 1921 in Erinnerung geblieben ist. Kurz vor seinem Tode konnte Witte 1936 noch die Übersiedlung seines Museums in die wiedererrichtete Abtei St. Heribert in Deutz erleben.

HAH

Vor sechzig Jahren

1927 nahmen die Kölner Abschied von der Mülheimer Schiffsbrücke. — „Alle Wege, die aus dem Bergischen Hinterlande an den Rhein und nach Cöln führten, mündeten nicht in Deutz, also vor Cöln, ... sondern in Mülheim. Die Folge hiervon war, daß sich Handel und Verkehr zwischen Cöln und dem Rhein einerseits und dem Bergischen nebst seinem Hinterlande andererseits über Mülheim hinzog... Diesen Verkehr beförderte eine Rheinfähre.“ So schrieb Johann Bendel in seinem Buch „Die Stadt Mülheim am Rhein“ über die Verbindung Kölns mit dem Rechtsrheinischen im Mittelalter. Urkundlich erwähnt ist diese Fähre erstmalig 1268 in einer Anweisung des Grafen Adolf V. von Berg an seine Beamten, daß die dem Kloster Altenberg gehörende Rheinfähre in Mülheim steuer- und dienstfrei sein sollte. Im Jahre 1700 errichtete Johann Wilhelm II. von Berg (Jan

Jode kölsche Böcher:

Feschers Franzuse Preuße

vum B. Gravelott
Kölsche Historije vun 1680-1900

Dä Feschers Bätēs

vum B. Gravelott

De Feschers Famillich en de Johre
vun 1918-1933 un de letzte
'tausend' Jahr em hellije Kölle

☆☆☆

Schlöpp un Knöddele

et letzte Boch vum Heinz Heger

Rümcher un Verzällcher, die löstig,
ähnz un — mänchmol e beßje frech sin

☆☆☆

Jet Leckersch us Kölle

vum Hilde Fischer

E Boch zom Jriemele un Laache
för jroße un kleine Lück

Ka'mer bei jedem Bochkriemer kaufe



Albert Vogt-Verlag Köln

Wellem) eine Fliegende Brücke; Kloster Altenberg erhielt eine Ausgleichszahlung für die Benutzung des Anlegesteges, der Zufahrtsstraßen und für etwaige Fischschäden. Ihr Betrieb wurde 1844 eingestellt. Fortan hielten zunächst Boote den Verkehr über den Rhein aufrecht; sie fuhren aber nicht mehr nach Riehl, sondern zur Kölner Frohngasse und wurden „Müllemer Bötchen“ genannt. Ende der 60er Jahre ging Mülheim wieder zum Einsatz von Fähren über. — Ein neuer Abschnitt im Verkehr zwischen Mülheim und Köln begann 1885. Damals kauften die Mülheimer von den Mainzern deren Schiffsbrücke. Die Eröffnung in Mülheim fand am 29. Mai 1888 statt. Doch auf die Dauer erwies sich diese Lösung mehr und mehr als Verkehrshindernis, da die Brücke zu häufig — im Jahr 1925 im Durchschnitt 31mal täglich — ausgefahren werden mußte. Im Eingemeindungsvertrag vom 1. April 1914 übernahm die Stadt Köln die Verpflichtung zum Bau einer festen Rheinbrücke für Mülheim. Am 28. April 1927 war es endlich soweit, daß die Stadtverordneten den Bau der Mülheimer Brücke beschlossen. Oberbürger-

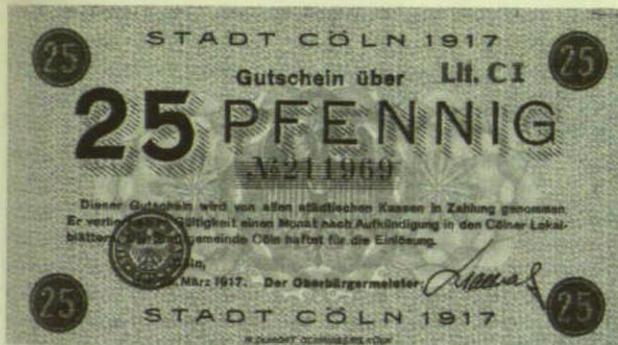
meister Dr. Adenauer mußte großen Widerstand überwinden, der sich gegen die von ihm favorisierte Hängebrücke richtete. „Am 20. Juni 1927 verabschiedete sich die Bevölkerung Mülheims von ihrer alten, geliebt-gehaßten Schiffsbrücke. Zehntausende beteiligten sich an dieser Schlußfeier“ (Helmut Signon).
Robert Frohn

Vor siebzig Jahren

Am 21. Januar 1917 starb in Köln Joseph Klinkenberg, geboren am 23. Februar 1857 in Aachen, Oberlehrer für Geschichte mit dem Titel Professor am Marzellen-, dem späteren Dreikönigsgymnasium, Spezialist für Kölns römische Geschichte, der für Paul Clemens berühmte Reihe „Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz“ die zweite Abteilung des ersten Bandes über „Das römische Köln“ bearbeitete, erschienen 1906 und vor einigen Jahren als Reprint wiederaufgelegt. 1911 gab er die Festschrift des Marzellen-Gymnasiums heraus.
HAH



Die Mülheimer Schiffsbrücke mit ausgefahrenem Mittelteil um 1927



Im Jahre 1917 wurde in Köln erstmals Papier-Notgeld ausgegeben. — Ältere Mitbürgerinnen und Mitbürger erinnern sich noch gut an den Gebrauch von Notgeld. Angehörige der mittleren und jüngeren Generation dagegen werden wenig mit dem Wort anzufangen wissen, wenn ihnen Notgeld nicht gelegentlich in den Auslagen von Münzgeschäften als Sammelobjekt begegnet ist. — Unter Notgeld versteht man Münzen oder Geldscheine, die bei Mangel an Zahlungsmitteln vom Staat selbst oder von eigentlich dazu nicht berechtigten Auftraggebern in Abweichung von bestehenden gesetzlichen Vorschriften herausgegeben werden. Ausnahmsweise konnten auch Städte oder Gemeinden Notgeld herstellen lassen. In der Regel erfolgte Druck oder Prägung in Kriegszeiten. Notgeld, das nicht vom Staat herausgegeben wurde, galt nur im Bereich der herausgebenden Stadt oder Gemeinde oder im Verkehr mit der zeichnenden Institution. — Die ersten Not-Münzen gab Köln, wie der Stadtname damals noch geschrieben werden mußte, 1916 heraus. 1917 begann dann die

Notenpresse mit dem Druck von Scheinen niedriger Werte, zunächst mit der Unterschrift von Oberbürgermeister Wallraf, ab 18. Oktober mit der seines Nachfolgers Adenauer. Köln gestaltete die Geldscheine attraktiv mit Bildern aus seiner Geschichte oder zu seinen Sagen. Vor Ende der Inflation am 15. November 1923 mußten Geldscheine mit dem Wert von 100 Billionen Mark gedruckt werden.

Robert Frohn

Vor fünfundsiebzig Jahren

Am 7. Januar 1912 wurde im damals noch selbständigen Elberfeld im Wupper-Tal Günter Wand geboren. Schon als Schuljunge wollte er Dirigent werden. Das ostpreußische Allenstein, Detmold und Salzburg waren die Stationen seiner Kapellmeistertätigkeit, bis er 1946 die Leitung des Kölner Gürzenich-Orchesters übernahm, die er dann fast dreißig Jahre bis 1974 innehatte. Er ist wohl einer der ganz wenigen bedeutenden Dirigenten dieses Jahrhunderts, die sich erfolgreich dagegen wehrten, ihre Arbeit von den Anforderungen des Festspiel-Tourismus, der Phono-Industrie und der Medien dominieren zu lassen. Will man Schwerpunkte seines dirigentischen Schaffens nennen, müssen die Namen Bruckner und Brahms, Schubert und Beethoven fallen. Derzeit ist er Chefdirigent des NDR-Sinfonieorchesters, eine Position, die er als Siebzjähriger antrat. 1987 konnte er nicht nur seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feiern, sondern wurde auch, zusammen mit Josef Pieper, Träger des Staatspreises des Landes Nordrhein-Westfalen.

HAH

Vor hundert Jahren

Am 6. Februar 1887 wurde in Neuss Josef Frings geboren. Er war Pfarrer von St. Josef in Braunsfeld und Regens des Priester-



DAS KÖLNER BUCHHAUS
GONSKI

DIE GANZE WELT DER BÜCHER
5000 KÖLN · NEUMARKT 18a · ☎ 20 90 9-0

seminars gewesen, als er nach dem Tod von Kardinal Karl Joseph Schulte, der am 10. März 1941 bei einem Fliegerangriff einem Herzschlag erlag, 1942 überraschend Erzbischof von Köln wurde.

In den Kriegsjahren mehrfach ausgebombt, zuletzt in einem dem St.-Elisabeth-Krankenhaus Hohenlind gehörenden Privathaus in der Mommsenstraße, erlebte er das Kriegsende in einem Ausweichquartier in Bad Honnef. 1946 wurde er, zusammen mit dem ihn fast um Haupteslänge überragenden Münsteraner Bischof von Galen, von Papst Pius XII. in das Kardinalskollegium aufgenommen — ein wichtiger Schritt auf dem langen Wege der Normalisierung des Verhältnisses zwischen Deutschland und den übrigen Völkern der Welt. Die Siebenhundertjahrfeier der Grundsteinlegung des Kölner Domes, die Begründung der Werke „Misereor“ und „Adveniat“, die patenschaftliche Verbindung zwischen den Erzdiözesen Köln und Tokio waren wichtige Stationen seines Lebens und Wirkens, das, als seine allmähliche Erblindung schon weit fortgeschritten war, einen Höhepunkt auf dem von Papst Johannes XXIII. einberufenen zweiten Vatikanischen Konzil fand.

Daß er in Köln so populär wurde wie kaum einer seiner Vorgänger, habe ich vor Jahren einmal mit zwei Gründen zu erklären versucht: erstens, daß in seine Amtszeit Ereignisse fielen, die von seinen Zeitgenossen besonders intensiv erlebt wurden, und zweitens, daß es ihm gelang, den „Ton“ der Kölner zu treffen, ohne ihnen nach dem Munde zu reden. Für uns bleibt mit ihm vor allem Wort und Begriff des Fringsens verbunden. In den langen Jahren seines Wirkens in Köln hatte er sich auch Sinn für Kölner Humor angeeignet, wovon manches Zitat und manche kleine Geschichte zeugt. Kardinal Frings blieb nach seiner Resignation 1969 und nach seinem Tod am 17. Dezember 1978 unvergessen. An ihn erinnerte im Frühjahr 1987 eine interessante Ausstellung im Maternushaus. HAH

Am 25. Februar 1887 wurde in Aachen Ewald Mataré geboren, ein vielseitiger, vor allem bildhauerisch tätiger Künstler, der auch in Köln immer wieder geistliche und weltliche Gönner und Auftraggeber fand: er schuf die Bronzportale am Südportal des Domes und am Gürzenich, weiter den Schmerzensmann in der Grablage für Prälat von Acken in der Krypta der Kirche des Caritas-Krankenhauses in Hohenlind, aber auch den Taubenbrunnen und eine Reihe von Werken am und im Haus „Em Hanen“ unseres Ehrenmitglieds Jupp Engels zwischen Alter Markt und Brigittengäßchen, vor allem die Figur des Kallendressers am Giebel. Ewald Mataré starb am 29. März 1965 in Bude- rich. Im Haus des Kölner Kunstvereins war ihm im Frühjahr 1987 eine repräsentative Gedenkausstellung gewidmet. HAH

Am 5. April 1987 wurde in Bonn Kasimir Hagen geboren, dessen Lebenszeit — er starb am 28. März 1965 — sich bis auf wenige Tage mit der von Ewald Mataré deckt, der in Köln ansässig wurde und seine bedeutende Kunstsammlung dem Kunstgewerbemuseum schenkte. HAH

Am 3. September 1887 wurde in München Ludwig Gies geboren, der als Bildhauer, Medailleur und Glasmaler von 1950 bis 1962 an den Kölner Werkschulen lehrte. Er schuf ein Kreuzifix als Gedenkstätte für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges, das zeitweise in der Lübecker Marienkirche aufgestellt war und von den Nazis 1937 als „Entartete Kunst“ diffamiert wurde, den Bronzekranz im Berliner Ehrenmal, die Wand mit dem Bundesadler im ersten Plenarsaal des Deutschen Bundestages, für Köln die Fensterwand mit der Apostelaussendung in St. Aposteln, die Engelchorfenster in St. Kolumba, das Grabmal für den Kölner Ehrenbürger Hans Böckler auf Melaten und den Vorhang im Sendesaal des Kölner WDR-Funkhauses. Sein besonderes Interesse galt der Gestaltung von Medaillen in Bronze und Eisen. Ludwig Gies starb am 27. Januar 1966 in Köln. Sein Werk wird heute vom Leverkusener Museum Schloß Morsbroich gepflegt. Im Herbst 1987 erinnerte die Künstler-Union Köln an ihn mit einer Ausstellung in der Diözesanbibliothek im Maternushaus. HAH

Vor hundertfünfzig Jahren

Im Jahr 1837 kam es zu dem Vorfall, der unter dem Namen „Kölner Ereignis“ in die Geschichte eingegangen ist.

Solange der Grundsatz des Augsburger Religionsfriedens von 1555, „Cuius regio, eius religio“ (wem das Gebiet gehört, der bestimmt die Religion) im Deutschen Reich anwendbar war, gab es kaum das Problem der Mischehe und der religiösen Erziehung der aus ihr hervorgegangenen Kinder. Das änderte sich in Staaten, die durch Erwerb neuer Gebiete eine konfessionell gemischte Bevölkerung erhielten. Hier ist an erster Stelle Preußen zu nennen.

Seit 1803 galt dort die Bestimmung, daß der Vater die Konfession der Kinder entscheide. Nach der Neuerrichtung der Erzbistümer Köln und Gnesen-Posen (1821) machte König Friedrich Wilhelm III. 1825 diese Regelung auch für sie verbindlich. Im Jahre 1830 forderte Papst Pius VIII. in einem Breve, daß Kinder aus Mischehen katholisch erzogen werden müßten. Doch der erste Erzbischof des neubegründeten Kölner Erzbistums, Ferdinand August von Spiegel zum Desenberg und Canstein (1824 bis 1835), umging die päpstliche Bestimmung, indem er 1834 mit Berlin eine Geheimkonvention über die Geltung der preußischen Regelung in seinem Erzbistum abschloß; seinem Beispiel folgten die Bischöfe von Trier, Paderborn und Münster.

Privatdarlehen

... ganz persönlich.



Fragen Sie uns. Es lohnt sich.

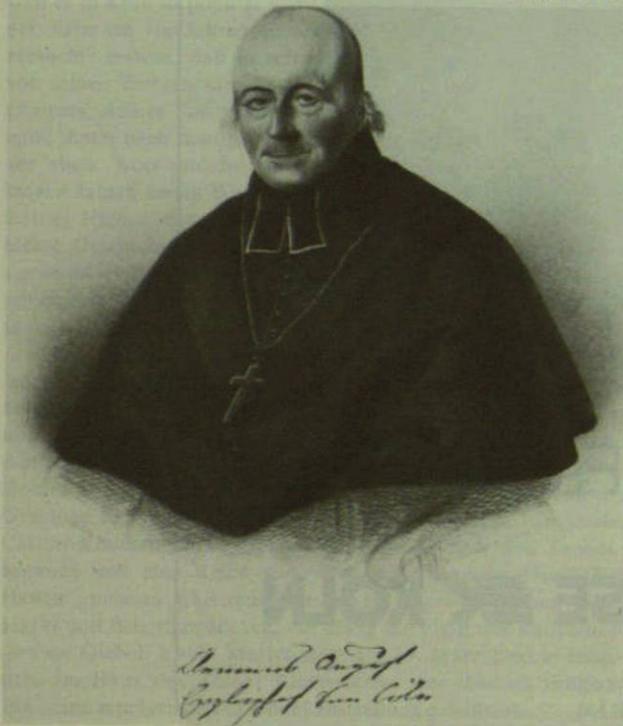
STADTSPARKASSE  KÖLN
Ihr Partner – Ihre Bank

Doch der Nachfolger in Köln, Clemens August Droste zu Vischering (1835–1845), vertrat ohne Einschränkung die Forderung seiner Kirche, so daß es zum Bruch zwischen ihm und der preußischen Regierung kam. Am 20. November 1837 wurde er in seinem Palais an der Gereonstraße verhaftet und auf die Festung Minden gebracht. Bis zu seinem Tod am 18. Oktober 1845 in Münster durfte er seine Bischofsstadt nicht mehr betreten.

Auf seine Verhaftung, die von den Historikern noch heute als „Kölner Ereignis“, „Kölner Kirchenstreit“, „Kölner Wirren“ bezeichnet wird, reagierten die Kölner kaum mit Zustimmung zum preußischen Vorgehen, vielmehr wuchs die Opposition der Katholiken gegen den neuen Landesherrn. Damals bildete sich beim katholischen Volksteil – besonders unter dem Einfluß der Schrift „Athanasius“ von Joseph Görres (1838) – erstmalig eine bewußte staatspolitische Haltung heraus, die man später teils zustimmend, teils ablehnend „politischen Katholizismus“ nannte.

Der Streit dehnte sich auch auf das Erzbistum Gnesen-Posen aus, dessen Erzbischof ebenfalls verhaftet wurde. Erst Friedrich Wilhelm IV., ab 1840 preußischer König, legte den Konflikt bei.

Robert Frohn



Vor zweihundertfünfundsiebzig Jahren

Am 16. Oktober 1712 wurde in Köln die Fronleichnamskirche der Ursulinen geweiht.

Die hl. Angela von Merici gründete 1535 zur religiösen Unterweisung von Mädchen in ihrer Heimat Brescia eine Laiengemeinschaft, die sich bis ins frühe 17. Jahrhundert hinein zu einem Frauenorden entwickelte. Nach Köln kamen die ersten Ursulinen 1639, also während des Dreißigjährigen Krieges, und zwar aus Lüttich. An ihrer Spitze stand die Oberin Mutter Anna Maria Augustina de Heers. Es entsprach durchaus Kölner Tradition, daß der Rat ihnen zunächst das Recht „der immerwährenden Einwohnung“ versagte. Auch die Katechetinnen, die den Jesuiten im Religionsunterricht halfen, stellten sich gegen sie, ebenfalls die Goldwirker, die in ihrer Tätigkeit mit der Nadel üble Konkurrenz sahen. Immerhin erhielten die Ursulinen 1651 die Genehmigung zum dauernden Aufenthalt in Köln und für ihre höhere Mädchenschule, die erste in Deutschland überhaupt. Zwanzig Jahre später erwarben sie ein Grundstück in der Machabäerstraße. Auf ihm legten sie 1673 den Grundstein für ihr Kloster, zwei Jahrzehnte danach (1693–1695) konnten sie dort endlich auch ein Schulgebäude errichten. Erst 1709–1712 folgte der Bau der Kirche unter der Leitung des Architekten Graf Matteo d'Alberti, der im Dienst des Herzogs von Jülich-Berg auch schon die Errichtung des Bensberger Schlosses geleitet hatte.

Eine Bauinschrift, die im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, hielt das Geschehen fest: „Zum Ruhme und zur Freude des Menschengeschlechtes dem im Brote verborgenen eucharistischen Lamme unter der Herrschaft Johann Wilhelms, Kurfürsten, Pfalzgrafen, Herzogs von Bayern, Jülich, Kleve und Berg etc., und (seiner Gattin) Anna Maria Lovisa, Fürstin der Toscana, nach dem Entwurf und unter der Leitung des Grafen Matteo d'Alberti aus Venedig... errichtete die Gemeinschaft der frommen Ursulinen auf das demütigste (diese Kirche) im Jahre des Heils 1712.“

Robert Frohn

Vor dreihundertfünfzig Jahren

1614 waren die ersten Unbeschuhten Karmeliten nach Köln gekommen. Sie erwarben den Hof „Am Dau“, dicht an der Severinstraße, und errichteten dort 1620 ein Kloster, das bis 1802 bestand. Was von den Bauten, darunter auch die Kirche, nicht 1911 abgebrochen wurde, fiel den Bomben des Zweiten Weltkriegs zum Opfer.

Auf Veranlassung dieser schon hier ansässigen Karmeliten kamen 1637 auch Unbeschuhte Karmelitinnen aus Brüssel und Antwerpen nach Köln. Sie ließen sich zunächst im Gebiet der heutigen Steinstraße nieder und erwarben dann ein Grundstück

„in den Weingärten auf dem Martinsfeld“. Dort legten sie 1643 den Grundstein für Kloster und Kirche. Ein Zeitgenosse, der aus Köln stammende Karmelitenpater Fulgentius, beschrieb ausführlich das prächtige Fest: „Der ganze Bezirk war mit frischen Maien umsteckt, mit allerhand kostbaren Teppichen geschmückt. Prinz Ferdinand, Herzog von Bayern und Kurfürst von Köln, kam eigens von Bonn herüber, um persönlich den Grundstein zu legen und das Gotteshaus der seligsten Jungfrau zu weihen unter dem Titel UNSERE LIEBE FRAU VOM FRIEDEN, damit Maria der heiligen Kirche allerorts Frieden erwirke.“

Der Titel der Kirche weist auf das Gnadenbild der Madonna hin, das die von Kardinal Richelieu aus Frankreich vertriebene Königin Maria de Medici testamentarisch den Karmelitinnen vermacht hatte, weil sie ihr während der letzten Monate vor ihrem Tode in Köln am 3. Juli 1642 immer wieder beigestanden hatten. Die Statue trug die Überschrift „Regina Pacis“ und war aus einem dunkel gewordenen Eichenstamm geschnitzt, so daß sie schwarz aussah.

Das Kloster wurde, wie das Männerkloster „Im Dau“, 1802 aufgehoben, die Kirche, ein wichtiges Zeugnis barocker Baukunst in Köln, 1803 in eine Pfarrkirche umgewandelt. Der Zweite Weltkrieg zerstörte sie mitsamt dem Gnadenbild. Nach ihrem Wiederaufbau übernahmen die Karmelitinnen sie wieder und erhielten auch ein neues Gnadenbild. Der vorher übliche Name „St. Maria in der Schnurgasse“ wurde nunmehr abgelöst durch „St. Maria vom Frieden“.

Robert Frohn

Vor vierhundert Jahren

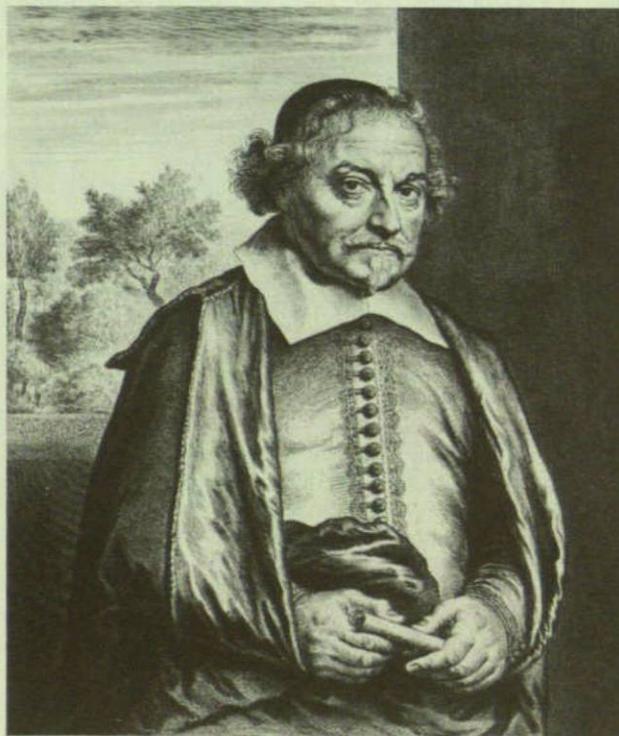
Am 17. November 1587 wurde Joost van den Vondel in Köln geboren.

Im Kampf gegen die sieben von Spanien abgefallenen nördlichen Provinzen eroberte 1585 der Statthalter Alexander Farnese von Parma die Stadt Antwerpen. Viele Protestanten brachten sich vor den neuen Machthabern in Sicherheit und flohen. Unter denen, die nach Köln kamen, war auch der Vater von Joost van den Vondel (wenn er nicht doch schon 1582 hierher gekommen war). Joost wurde hier im Haus „Zur Viole“ in der Großen Witschgasse geboren. Doch auch in Köln waren die Wiedertäufer, zu denen die Familie gehörte, auf die Dauer nicht vor Nachstellungen und Anfeindungen sicher. Als 1595 Joosts Vater wegen seiner Zugehörigkeit zur Wiedertäufergemeinde zu einer Geldstrafe verurteilt worden war, zog er kurze Zeit danach mit den Seinen von Köln fort. Nach vorübergehenden Aufenthalten in anderen Städten ließ er sich endgültig wieder in Antwerpen nieder. Hier lebte sein Sohn Joost dann bis zu seinem Tode am 5. Februar 1679.

Erwähnenswert ist noch, daß Joost van den Vondel 1641 zur katholischen Kirche übertrat.

Er gilt als der Dichter, der das Niederländische zur Literatursprache gemacht hat. Ferner gehört er, über seine engere Heimat hinaus, zu den großen europäischen Barockdichtern, genauer: zu den bedeutendsten Lyrikern und Dramatikern unter ihnen. Obwohl er nur knapp neun Jahre in Köln lebte, fühlte er sich mit seiner Geburtsstadt tief verbunden. Dazu mag beigetragen haben, daß auch seine Frau gebürtige Kölnerin war. Zeugnis für seine Liebe zu Köln sind sein Gedicht „Der Rheinstrom“ (1630), in dem er auch seines Spiels am „Kai“ des Rheines gedenkt, und sein Drama „Maeghden“ (1639), eine fünftaktige Tragödie über das Schicksal der hl. Ursula und ihrer Jungfrauen. Er entschloß sich sogar, für Köln in die hohe Politik einzugreifen, indem er 1632 den Schwedenkönig Gustav II. Adolf in einem großen Gedicht bat, Köln vor Kriegszerstörung zu bewahren:

„Du wirst das graue Alter dieser Stadt verschonen,
Wenn sie dir demutsvoll und mild
Und friedsam zeigt den Wappenschild,



Das blutigrote Feld, geziert mit gold'nen Kronen...
Du wirst nicht, wie einst die Hunnen und die Franken,
Die Gnad' versagen und im stürmischen Gemetzel
Zu Felde ziehen wie einst König Etzel,
Doch Herzen fangen, daß dir milde Götter danken.

So wird von deinem Siege auch nicht schlecht gesprochen
Mit eines Dichters scharfen Noten:

Er hat noch schlimmer als die Goten
Der Agrippiner Arbeit ganz gebrochen.
So schwebst du über Alexanders Flügeln,
Die Pindars Wohnung stützen;
Wenn meine Sänge schützen
Die große Stadt voll Kirchen und voll Klöstern auf
den Hügeln.“

Robert Frohn

„Kölsche Aat un kölsch Thiater“

Ein Rückblick auf das „Vierzigjährige“ unserer „Kumede“ im Herbst 1987

Heft 66 von „Alt-Köln“ war thematisch ganz der „Kumede“ und ihrer nun vierzigjährigen Geschichte gewidmet. Das Jubiläum wurde zünftig gefeiert: mit sieben Aufführungen von „Am Dreikünninge-Pöözge“, einem „Singspille om die Leeder vum Karl Berbuer“, das Ludwig Sebus geschrieben hatte und mit dem sich die Kumedemächer von der „Kumede“ von ihrer besten Seite zeigten. Der Anlaß lohnt einen Rückblick, gerade weil inzwischen längst wieder der Alltag eingekehrt und die Arbeit weitergegangen ist. Dieser Rückblick umfaßt den Abdruck der „Festansprache“ vom Tag der Premiere, dem 19. September 1987, dazu zwei Nachträge zu Höhepunkten der „Kumede“-Geschichte, die in Heft 66 nicht mehr unterzubringen waren, und eine bildliche Reminiszenz an das Jubiläums-Stück.

„Kölsche Aat un kölsch Thiater“

Dat wesse mer allt: Kölsch ess en Sproch, die mer em Singe lihre kann. Wä Kölsch sprich, singk suwiesu, och wann hä et selvs nit merk: de Stemm jeit erop un erav, eimol weed der Ton jenöchlich jehalde, dann widder weed hä em Wupptich jesproche un klingk esu, als hätt hä eine met der Wichsböösch kräje. Ävver och richtich jesunge weed en Kölle un ävver Kölle. Op kein Stadt sin su vill Leedcher jemaat woode. Vun der Achterstroß bes zo der Höhnerjass, vum ahle Kuschteiebaum em Vringsveedel bes zo de Hüsjer bunt am Aldermaat, vum Laurenzjitterjässje bes zom Dreikünningepöözje kammer der kölsche Stadtplan en de kölsche Leedcher widderfinge. Kölsche singe jän, un dat ess jot esu: Wä singk, määt keine Kreg un denk sich kein Jemeinheite us. Lück, die zesamme singe welle, müsse sich och verdrage welle. Un en kölsche Leedcher kammer vill vun Kölle un vun kölscher Aat verzälle. Et bliev dobei: Kölsch ess en Sproch, die mer em Singe lihre kann.

Dat ävver weiß nit jeder: Kölsch ess och en Sproch, die mer em Spille, em Thiaterspille lihre kann. Secher ess, dat mer se allt

immer för ze spille, för Thiater ze spille jebruch hät. En lang Reih vun Name falle einem en, wammer aan kölsch Thiater denk. Ich nenne bloß e paar vun inne: et Hännesje, de Familije Millowitsch, de Divertissementcher vum „Zillche“, de Schneider-Clauß-Bühn, Franz Göbels un der Aldermaatpillkreis, der Fritz Monreal un si Schmölzje — un de „Kumede“, jetz zick veezich Johre. Un die Reih ess nit am Engk, se weed luuter länger. Dat kann keine Zofall sin. Et hät jet ze bedügge. Un et bedück: Kölsche Aat un kölsch Thiater hann jet metenein ze dunn. Ävver wat?

Ich meinen esu: Wammer ene Wetz vun Hamburg verzällt, dann kütt Klein-Erna vör. Die Fijor, en där de Berliner sich widderkenne, ess Nante der Eckensteher. En Wien hät der Jraf Bobby zwor singe Fründ Poldi odder Mucki nevvem sich jonn, ävver dä jitt im bloß et Stechwoot, dä Wetz määt immer der Bobby. Dä eine hät en freche Schnüss, dä andre kammer nix vörmaache, dä drette hät en klein Eck av un kritt de Fäddem nie öndlich aaneneinjebunge, ävver, ov he, ov do, immer kütt et, wat der Wetz anjeit, nor op einer aan.

En Kölle ess dat nit esu. He spillen de Wetze zwesche Tünnes un Schäl, villeich och ens zweschen dem Tünnes un singem Drügge-la odder zwesche Hännesje un Bärbelche. Dat ävver heiß: En Kölle jitt et immer *zwei* Rolle, un mer weiß nie em vöruus, wä et letzte Woot hät, der Tünnes odder der Schäl.

Der Schäl ess ne Jeräuchte, hä nötz us, dat hä mem räächte Auch en de linke Westetäsch lore kann, hä weiß luuter, wo der Has höpp un wo jet för in erusspringk, im kütt et nit esu jenau drop aan, wie hä vörjeit un wä hä op Sick stuppe muss.

Der Tünnes hät nix leever, wie wammer im sing Rauh liet, im jeit nix üvver en jod Mohlzick un ne jode Schabau, hä liet der leeve Jott ne jode Mann sin un hät nix dojäje, dat hä dutjedeilt weed, wann et om et Arbeide jeit.

Der Kölsche weiß, dat jeder vun dä zwei e beÿje rääch hät. Der Kölsche weiß ävver och, dat en jedem vun dä zwei e Stöckelche vun im stich. Dat kammer och met ander Wööt sage: En jedem Kölsche, villeich üvverhaup en jedem Minsch, stich e Stöckelche Tünnes un e Stöckelche Schäl. Dröm können et die zwei och su jot metenein.

Der Schäl kann besser schwade wie der Tünnes, hä kann och flöcker denke, wann et sich renteet, hä ess e jau Jüngelche, dä weiß, wo et dröm jeit, hä ess ne „Intellektuelle“. Ävver der Tünnes jeit der jrade Wääch un kan dröm och allt ens et esch aankumme, hä denk einfacher un kann dröm flöcker fädich sin, et jeit im meeschtendeils nit öm esu vill, dröm kann och hä jewenne, hä ess ne „Jrielächer, ne „Philosoph“.

Un deswäje kammer nie sage, wä vun dä zwei rääch kritt, wann se aaneneinjerode. De Welt ess nit esu, dat zwei Auge allein se richtig sinn künnte, dat eine Kopp allein met ehr parat köm. Der Minsch ess nit esu, dat bloß ein Siel en singer Bruss wör. Mer muss sich met einem zesammedunn. De Wahrheit weed —

villeich — jefunge, wann zwei noh ehr söke, zwei sich öm se zänke, zwei sich wäjen ehr zerschlage, jeder op sing Aat. Dat ess der Kän vum kölsche Thiater: Der Kölsche jläuv, dat einer allein et nit pack, dat sich zwei — mindestens zwei — zesamme dunn müsse, dann kütt mer der Saach nöher, dann jitt et jet ze laache, dann kann och jet dobei eruskumme.

Ävver do ess noch jet. Der Kölsche weiß, dat mer en Saach esu un esu aansinn kann. Un einer, dä en Saach immer op en bestemmpte Aat aansüht, dä luuter op ein Aat reajeet, dat ess ene „Typ“. Wammer esu ene Typ meint, säht mer op Kölsch: „Dat ess ere eine!“ De kölsche Sproch hät för esu en Lück en janze Häd Wööt: ne Krebbenbesser un e Kaplonsjemöt, ne Nöttelefönes un e Wocheblättche, ne Muuzepuckel un ne Föttchesföhler, ne Lällbeck un e Löllhoon, ne Strunzbüggel un e Kreppehännesje. Der Kölsche weiß, dat et esu en Minsche jitt. Hä hät jo e Woot doför. Un dröm kann hä och ens esu dunn, als wör hä selvs esu. Hä „deit esu“. Hä spillt en Roll. Un wann dann einer do ess, dä en ander Roll spillt, dann jeit dat Spillche loss. Wann



zwei su en Type zesammekumme, dann kütt all dat, wat en der kölsche Sproch aan Usdröck un Bilder un Woherwööt stich, en Bewäjung. Dann kammer Kölsch em Spille, em Rollespille, em Thiaterspille libre. Un su e Thiaterspille jitt et nit bloß op der Bühn, dat kammer och em Hingerhuus op der Trapp metkrije odder en der Stroßebahn odder aan der Thek.

Su e kölsch Thiaterspille de „Kumede“ em Heimatverein Alt-Kölle jett allt zick veezich Johre, us Spass aan der Freud un us Spass aan der Sproch. Et ess erop un erav jeunge en där Zick, zoletzt, dat darf mer wal sage, janz schön erop. Je flupp hätt et, Freud jemaat hätt et immer dann, wann se all zesamme jehalde hann, wann nit einer för sich de Rusinge us dem Koche plöcke un dä andere bloß de Jrümmele löße woll, wann se wosste, dat zwor vill vun däm avhängk, dä et Rejal hätt, un vun däm, dä de Hauproll spillt, ävver dat die zwei bedröppelt em Rahn stonn, wann keiner der Plaggen eroptrick, wann keiner de Lampe aann usmää, wann keiner beim Hangeblieve vörsäht un wann der Mann vun der Musick der Einsatz verpass. — Zwei Dotzend Lück maachen hüek de „Kumede“ us. Jeder vun inne hätt sing starke Sigge. Se sin op nem jode Wääch un mer künne uns noch vill vun inne verspreche, sulang se sich e „Schmölzje“ nenne un sich als „Schmölzje“ föhle. Schmölzje heiß em Kölsche jo dat, wat su zesammejehöt, als wör et zesammejeschmolze, wo ei Deil su bei et andere pass, dat et nit useneinzeckrije ess, ohne dat et kapottjeit. Meer welle dä Fründe vun der „Kumede“ hüek zorofo: Maht wigger esu, bliest su e Schmölzje, dann wäd ehr och en Zokunnef jet op de Bein bränge, wat Hand un Foß hätt un sich sinn löße kann, dann weed och en Zokunnef die Freud, die ehr selver beim Spille hatt, üverspringe op die, die unger setze un jekumme sin, för sich ze amüseere un üch am Engk ze applaudere.

No loot mich noch ei Woot sage üvver dat Kölsch, wat en der „Kumede“ un en de „Kumede“-Stöcker jesproche weed. Do höt odder lis mer jo jeläntlich, dat wör e Kölsch, wat et söns nit mih jöv, suzusage Alt-Kölsch. Ich meine: Wä esu jet säht, dä hätt der verkehte Brell opjesatz, dä hätt de verkehte Sick opjeschlage. Wammer om jroße Thiaterspille Schiller odder mingetwäje Brecht spillt, dann miss mer denne ehr Stöcker un ehr Sproch doch och nit aan däm, wat mer om Foßballplatz odder en der Weetschaff, om Schullhoff odder en der Disco höt. Erömjedriht weed e Paar Schohn drus: Mer miss dat, wat unsereiner su alledaachs vun sich jitt, aan däm, wat de Sproch do kann, wo ene Meister am Werk wor. Su ess dat och em Kölsche: Kölsch esu ze spreche, dat mer all dat op der eeschte Bleck widderkennt, wat mer suwiesu us dem Huhdütche jebennt ess, dat ess kein Kuns. Dat künnt jeder vun unse Kumedemäcker he us der linke Mau. De Kuns ess, jet esu uszedröcke, wie et bloß op Kölsch jett. Eesch dann

Klüngel à la Kleist — Kölsche „Scherve“

Die Freunde kölnischer Mundart kamen auf ihre Kosten. Das Kumede-Theater des Heimatvereins Alt-Köln, der sich seit 1902 der Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart widmet, brachte ein neues Stück heraus. „Scherve bringe Glöck“ hieß die Neuinszenierung, die nach Motiven der Komödie „Der zerbrochene Krug“ entstand; aus dem Lustspiel von Heinrich v. Kleist wurde „e löstige Kumedespill vun Willi Reisdorf“.

Der Autor, durch die turbulenten Vorgänge im Kleistschen Lustspiel an kölschen Klüngel erinnert, verlegte die Handlung in die muffige Schlaf-, Wohn- und Amtsstube des „Reechter Adam vum Niddergerech an Zint Pantaljun“. Und wenn auch die Feinheiten Kleistscher Formulierungen gelegentlich der kölschen Volksseele geopfert wurden, so wirkten doch die Dialoge auf kölsch noch verwickelter, die Schimpfworte noch deftiger und die Prügel Szenen noch heftiger als im Original.

Heinz Urbanek in der Rolle des nach seinen nächtlichen Abenteuer schwer lädierten Richters riß das Publikum zu immer neuen Lachsalven hin. Mit einer furchterregenden Wunde auf dem blanken Schädel, die an den begangenen Fehltritt erinnerte, und mit überzeugend ausgestopfter Leibesfülle, die den Verbleib der Bestechungsgelder seiner Klienten andeutete, lieferte er eine perfekte kölsche Übersetzung des korrupten Dorfrichters.

Christel Neuner als Marthe Rull stand ihm in nichts nach. Ihre echt kölsche Überzeugungskraft und Zungenfertigkeit machten nicht nur dem hohen Gericht, sondern auch den Lachmuskeln der Zuschauer schwer zu schaffen.

Regisseur Berni Klinkenberg hatte aus allen Mitgliedern seiner Laienspielgruppe das Beste herausgeholt, und Bühnenbildner Jakob Merzenich war mit den Schwierigkeiten der winzigen Bühne geschickt fertig geworden.

Während das Publikum für die Erstaufführung „Der zerbrochene Krug“ 1808 in Weimar nur Pfiffe und Buhrufe übrig hatte, gab es für die kölsche Version „Scherve bringe Glöck“ viel Beifall und Blumen. („Kölner Stadt-Anzeiger“ vom 9. 10. 1968.)

Sabine Etzold

merk mer doch, dat Kölsch en richtije Sproch ess, eesch dann merk mer doch, wat sich met Kölsch all maache liet, un eesch dann merk mer doch, dat en der kölsche Sproch e jot Stöck kölsche Eijenaat litt.

Erfolge einer kölschen Kartenschlägerin

Ein weiblicher Robin Hood ist sie, allerdings ohne dessen soziales Engagement. Denn das Geld, das Änni Klinckenberg in ihrer Rolle als „en Kaateschläjersch“ — für Imis; Kartenlegerin — einnimmt, behält sie für sich. Allerdings legt die „Witfrau vun nem kölsche Stroßfäjer“ mit wenig Rente armen Leuten die Karten umsonst; Reiche werden kräftig zur Kasse gebeten.

Die kölsche Kartenlegerin ist Hauptperson des neuen Stücks des Kumede-Theaters. Sie lebt nach dem Titel der Komödie „De Welt well bedroge sin, alsu weed sei et“. Dabei hat sie eine eigenwillige Moraleinstellung. Ihr Nefte Fritz, liebenswert und etwas trottelig, hat durchaus nicht ihren Segen, wenn er seiner Arbeit fern bleibt. Sie selbst findet allerdings nichts dabei, den Leuten eben das aus den Karten herauszulesen, was diese gerne hören mögen. Geschickt verwendet sie Informationen, die sie über die fraglichen Personen erhalten hat. (. . .)

Erstaunlich, was sie mit Hilfe der „Kaate“ alles erreicht. Da wird die herrschsüchtige Ida, Frau des reichen Bauern Hemmersbach, durch die bösen Prophezeiungen lammfromm und ehrt ihren Mann plötzlich als „Här em Huus“. Aus dem Hausschluffen wird ein echter „Käl“, der die Hosen anhat. Auch der Liebe zwischen der jungen Gisela, die vor Ida keine Gnade fand, da sie „nix an de Föb hät“, und dem Sohn des Hofbesitzers scheint auf einmal nichts mehr im Wege zu stehen. Doch so einfach ist das mit dem Betrügen denn doch nicht. Ein ausgemachter Feind der „Wohrsagerei“ bringt die Witwe vor Gericht.

Was aber eine gestandene kölsche Kaateschläjersch nicht schrecken kann. Sie treibt es sogar so weit, dem Staatsanwalt mit ihrer Zauberkunst zuleibe zu rücken. Mit Erfolg. Den brachte auch der Premierenabend im Theatersaal „Zum Treuen Husar“ dem Ensemble mit langanhaltendem Beifall. („Kölner Stadt-Anzeiger“ vom 17. 10. 1983.)

Charlotte Elfgen

Denkt aan dat Woot Schmölzje: Dat säht evvens vill mih wie „Ensemble“ odder „Spillkreis“ odder „Thiaterjrupp“. Ich well ävver noch e ander Beispill bränge. Hüeck steit em Programm: „Am Dreikünninge-Pöözge. E kölsch Singspillche öm die Leeder vun Karl Berbuer, zosammejeknuv vun Ludwig Sebus.“ Un dann heiß et: „müngchesmoß jemaht vun ‚Kumede‘-Schmölzje“. Mer hätte jo och „bearbeit“ sage künne. Dat hädde dann jederein verstande, och wā söns bloß allt ens nem Kölsche et Esse jebraat hät. Ävver vun dām, wat mer op Kölsch sage, föhle un dunn kann, wör dann nix usjedröck un nix ze verspöre. Do ävver kütt et doch drop aan!

„Die Freude an Reichtum und Ausdrucksfähigkeit unserer kölschen Sprache mit den Mitteln des Theaters zu verbreiten und lebendig zu erhalten“: dat hät de „Kumede“ no veezich Johr lang jedonn, do welle mer ehr — all denne, die dobei jehoot hann un dobei jehöre — hüeck vun Hätze för danke. Un dat soll se och wigger dunn: dat welle mer ehr — all denne, die jetz dobei jehöre un die noch dozokumme — hüeck vun Hätze wünsche.

De „Kumede“ fee't ehr Fess, wie et sich för e Theater-Schmölzje jehöt: met enem neue Stöck. Et sin en ganze Häd Lück jekumme, för der Pattühm un de Joddemöhn ze spille un dat neu Pütche us der Däuf ze hevve. Die dunn ich jetz all bejröße, vörop der Oberbürgermeister Norbert Burger met singer Famillich, der Oberstadtdirektor Kurt Rossa met singer Frau, unse Fründ Ludwig Sebus, dām mer dat Stöck vun hüeck ze verdanke hann, un de Doochter vun Karl Berbuer, wigger Ferdi Leisten, dā et hinkräjen hät, dat zick e paar Woche der Karl-Berbuur-Brunne bei Zint Jan aan der Vringstroß flüüß, un, för all die, die och mem kölsche Theater ze dunn hann, Richard Griesbach, der Baas vun Aldermaatspillkreis.

Un no ess et esu wick: Ich hann jenoch jeschwadt. Jetz ess de „Kumede“ draan: „Am Dreikünninge-Pöözge“.

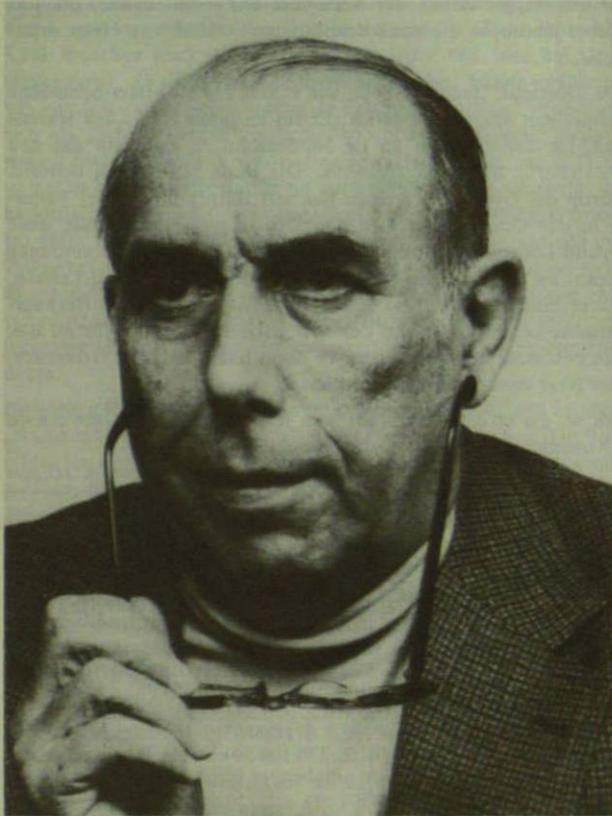
Heribert A. Hilgers

Herausgeber: Heimatverein Alt-Köln e.V. zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart · Vorsitzender: Dr. Heribert A. Hilgers, Vor den Siebenburgen 29–31, 5000 Köln 1 · **Verlag:** Heimatverein Alt-Köln e.V. · **Redaktion:** Dr. Heribert A. Hilgers · **Druck und Anzeigenverwaltung:** Greven & Bechtold GmbH, Neue Weyerstraße 1–3, 5000 Köln 1 · **Vertrieb:** Hubert Philippsen, Deutzer Freiheit 64, 5000 Köln 21 · **Konten des Heimatvereins:** Stadtparkasse Köln Nr. 266 2013 (BLZ 370 501 98) · Kreissparkasse Köln Nr. 32 625 (BLZ 370 502 99) · Kölner Bank von 1867 Nr. 1483 6004 (BLZ 371 600 87) · Postgirokonto Köln Nr. 52 870-505 (BLZ 370 100 50) · Ein Bezugspreis wird für „Alt-Köln“ nicht erhoben; er ist im Mitgliedsbeitrag des Heimatvereins enthalten.

„Zweitausend Jahr kölsche Feschers-Famillich“

Der letzte Band der fünfbandigen kölschen Stadtgeschichte von B. Gravelott ist erschienen

Vierzehn Jahre hat es gedauert, bis B. Gravelott, wie sich unser Mitglied Albert Vogt als kölscher Buchautor nennt, seine auf kölsch erzählte Kölner Stadtgeschichte fertiggestellt hat. 1973 erschien der erste Band, „De kölsche Feschers Famillich“, damals noch bei Greven. Die weiteren Bände, 1977 „De Feschers em hellige Kölle“, 1980 „De Feschers us der Follerstroß“ und 1984 „Dä Feschers Bätens“ sowie 1981 die zweite Auflage des ersten Bandes, brachte er dann im eigenen Albert-Vogt-Verlag heraus. Die Zeitlücke, die zwischen der „Follerstroß“-Zeit und der „Bätens“-Gegenwart klaffte, vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, füllt jetzt der letzte Band, der Historie



nach der vierte, dem Erscheinen nach der fünfte, mit dem Titel „Feschers, Franzuse, Preuße“.

Die Fertigstellung dieses Werkes, das einen langen Atem und vielerlei Kenntnisse erforderte, wäre Anlaß genug, den Autor hier in „Alt-Köln“ ausführlich vorzustellen. Es kommt hinzu, daß er am 21. Februar 1987 seinen fünfundsechzigsten Geburtstag feiern konnte. — Der nachfolgende Text ist die Laudatio, die an unserem Albert-Vogt-Abend am 14. September des vergangenen Jahres gehalten wurde. In sie eingeschoben sind Leseproben aus „Feschers, Franzuse, Preuße“.

Albert Vogt und sing kölsche Feschers-Famillich

Man könnte die Lebensgeschichte von Albert Vogt erzählen, ohne daß von seinen kölschen Büchern die Rede ist, und sie wäre interessant genug. Geboren ist er am 21. Februar 1922 in Mauenheim, das damals noch ein ganz ländlicher Vorort war, in dem ein paar Schrebergärten den Übergang zu städtischem Wohnen bildeten. Von Nippes aus waren die Eltern — der Vater arbeitete dort als Werkmeister im Eisenbahnausbesserungswerk — in den Nachbar-Vorort gezogen, als an der Bergstraße die ersten Genossenschaftshäuser errichtet wurden. Für Kinder war halb Mauenheim damals ein einziger Abenteuerspielplatz, mit den vielen Baustellen und den Kiesgruben, von denen eine einfach Kisskuhl genannt wurde, die andere, an der Neusser Straße, Vaterothskuhl, die bekannteste aber die Fescherskuhl war, zwischen Bergstraße und Mauenheimer Straße; ein Teil von ihr wurde schließlich als Handballplatz für die Turnerschaft Mauenheim geplant, ein anderer, wo noch lange Wasser gestanden hatte, in dem auch „Külköpp un Krade“, Kaulquappen und Frösche, zu finden und zu fangen waren, wurde als Schießplatz genutzt. Das war die erste, frühe Begegnung Albert Vogts mit dem Namen „Fescher“.

Die Neu-Mauenheimer mußten um diese Zeit noch nach Nippes in die Kirche, „en et ale Neppeser Kirchelche“, heute St. Heinrich und Kunigund. Dort ist Albert Vogt auch getauft. Dann wurde an der Bergstraße eine Notkirche errichtet, die dem heiligen Quirinus als neuem Pfarrpatron geweiht wurde, und Peter Schreiber hieß der erste Pfarr-Rektor. Bei ihm wurde der kleine Albert Meßdiener, „Messejung“, wie es in richtigem Kölsch heißt, und als die neue Kirche St. Quirinus fertiggestellt war und die Notkirche zum Jugendheim umgebaut werden konnte, sang er auch im neubegründeten Knabenchor mit.

In die Göllich-Revolve verwickelt

Wie et letzte Döppe widder rein un drüch en der Döppebank sing Plaaz jefunge hatt, sträuften sich et Ann si Schützel üvver der Kopp, schnappten sich dä Fleckkorv un satz sich nevven dä Wellem an der Desch.

„Ich mööch ens jän wesse, wie stell et eß, wo keiner eß!“ saht et Ann. „HäB De Ding Stemm om Feschmaat avjevve müsse?“

„Wat soll ich Der dann sage?“ kom e klein Echo zeröck.

„Leeve Wellem“, fing et Ann widder an ze bubbele, „ich kann et Der jo nohföhle, ävver met Dingem Muuze weed et och nit besser.“

„Wat meins Do, wat meer nit all durch der Kopp jeiht, Ann. Hätt ich mich doch bloß nit met däm Göllichs Niklos enjeloße!“ dät hä esu leis sage, als kneente hä em Bichstohl. „Wat meins De, wie uns Finanze bei der Stadt ussinn? Met dä 30.000 Richsdaler, die de neue Inquisition däm Beywegh un singe Fründe eruusjepreß hät, wie se befreit woodte, kummen se nit wick. Dat eß ene Droppe op der heiße Stein!“

„30.000 Daler, sahts De?“ frogte noch ens et Ann. „Dat eß doch vill Jeld! Wa'mer der zehnten Deil dovun hätte, wöre mer riche Lück.“

„Ich ben allt de janze Zick am Simeleere, ov ich noch op de Jaffel jon soll“, saht dä Wellem, „richdije Loß han ich ere kein.“

„Dann bliev doch mem Aasch doheim un maach et Der jet jemötlich, Mann. Do häß jenog jewöhlt der janzen Dag un häß et nit nüdig, dat De Dich ovends och noch opräjen deis“, worf et Ann ein.

„Ich ka'mer denke, öm wat et do jeiht“, meinten dä Wellem. „Dä Kaiser eß stocksoor un hät der Stadt der Bann anjedräut. Jetz han se dä Sax met e paar Lück noh Wien jescheck, öm jot Wedder ze maache.“

„Feschers, Franzuse, Preuße“ S. 35

Die neuen Mauenheimer Siedlungsstraßen waren wie ein Personenverzeichnis zum alten deutschen Nibelungenlied: Gunther, Gernot und Giselher kamen vor, Ute, Kriemhild und Gudrun, Siegmund und Hildebrand, Volker und Wolfhart, sogar der Zwerg Alberich und das Schwert Balmung. In der Nibelungenstraße lag die Volksschule, in einem, wie es scheint, recht modern konzipierten Flachbau, säuberlich getrennt nach Jungen

und Mädchen und noch einmal nach Katholiken und Protestanten. Das dritte Klassenzimmer auf der rechten Seite, wie Albert Vogt noch heute genau weiß, war das seine, und sieben Jahre saß er hier dem Lehrer Schäfer zu Füßen. Der wollte ihn auf die höhere Schule schicken, aber die Eltern waren dagegen: dann hätte es ja viel zu lange gedauert, bis der Junge mitverdienen konnte. Erst der zweite Anlauf war erfolgreich: er durfte die „gehobene Volksschule“ in der Spichernstraße besuchen, einen Schultyp, den man heute wohl Aufbaurealschule nennen würde. Dort führte der Unterricht in drei Jahren zur Mittleren Reife, Französisch gehörte vom ersten Jahr an dazu, Englisch war Wahlfach vom zweiten Jahr an, aber auch Stenographie und kaufmännisches Rechnen waren fester Bestandteil des Stundenplans.

Als die Abschlußprüfung mit Glanz und Gloria geschafft war, schrieb die Weltgeschichte das Jahr 1938. Wenn es dem Vater

„Klein Lück“ und ihre Lebensumstände

Et Pötze Billa wor allt drei Mol Oma jewoode, un singe Schäng hatt schlemm et Rieße en de Knoche. Om Jeröß arbeide kunnt hä allt üvver e Johr nit mieh. Hä wor jetz Naakswäächter un paßten op, dat om Bau nit ze vill jestolle wood. Sechs Kinder hatten die zwei zesamme, zwei dovun mooten se allt fröh nohm Kirchhoff bränge un et jüngs, dat Züffje, wor noch doheim. Et jingk och allt op de Veezig an un dät singer Mutter em Huus helfe. Ärg vill dun kunnt et nit, weil singe linke Ärm klein un stief jeblevve wor. Ov domols de Hevamm nit opjebaß hatt, woß keiner ze sage. Dröm hatt et Züff och keine Mann kräje, ovschüns et e leev Jeseech un och en schön Fijor hatt.

Dä Schäng un et Billa hatten allt vill metjemaht en ehrem Levve, un et Billa wor si Levve lang putze un wäsche jejange, domet de Famillich am Esse blevv. Dat wor bei dä Mörersch Familliche üvverall esu. Em Winter stundten de Käals op der Stroß, un wann et ärg kalt wor, kom eesch em April widder et eeschte Jeld noh heim. Et woren verdamp hade Johre jewäse, un wann et Billa nit singe Broder jehatt hät, wören se längs verhungert. Dä Bättes stalt im allt ens ene Sack met Ädäppel en der Huusjank, un wann et an singem Stand vörbeikom, zeigten hä höösch unger der Desch, domet sing Frau nix merken dät. Do stund dann zweschen de Säck un Keste e Körvje met Jemös un e paar Eier dren, dat et Billa sich metnemme dorf.

„Feschers, Franzuse, Preuße“ S. 63

nach gegangen wäre, hätte der Sechzehnjährige nun eine Ausbildung bei Bahn, Post oder Finanzamt angefangen. Aber er hatte es sich in den — schon damals harten — Kopf gesetzt, Industriekaufmann zu werden. Wie er es mit List und Tücke, aber auch mit Glück schaffte, dieses Ziel zu erreichen, das kann man sich aus dem Erzählgeschehen von „Dä Feschers Bātes“ ins Autobiographische von Albert Vogt zurückübersetzen. So war er, als der Krieg begann, bei einer großen Firma in Porz, die mit ihren etwa 2000 Mitarbeitern Isoliermaterial herstellte, in der Betriebskrankenkasse tätig. Aber daß er dort schnell Karriere machte und vorzeitig die Kaufmannsgehilfenprüfung bestand, bewahrte ihn nicht vor dem Arbeitsdienst. Und aus dem war er kaum entlassen, da ging das Kriegführen angeblich nicht mehr ohne ihn. Wieder wird man, wenn man sich davon erzählen läßt, an den Feschers Bātes erinnert. Deswegen können wir uns hier kurz fassen. An der Ostfront hat Albert Vogt, so faßt er es heute zusammen, zweierlei gelernt: Russisch und Zaubern. Zumindest das zweite kann er heute noch, und es macht ihm Freude, seine Gä-

Köln im 18. Jahrhundert

Wie sohch et ävver wirklich domols en Köllen us? Wa'mer vun druußen op de Stadt zokom, wor et e herrlich Bild. Am Rhing logen -zig Scheffe, die ehr Maßbäum en de Wolke reckten, öm met de Kirchtöön ze kunkereere. Subal mer ävver durch ein vun dä 36 Pooze klabastert eß, süht mer üvverall dreckelije Stroße un Minsche. De meeschte Hüser, die all ens schön wore, fallen bal zesamme un e groß Deil vun inne eß allt nit mieh bewohnt. En de meeschte Stroße un Jasse liejen beidsiggig große Meßhäuf vör de Hüser, Höhner un Kleinveeh laufen durch de Jasse un de Ferke spillen zwischen de Meßhäuf versteche. Ovschüns dä Rot allt e paar Mol verlangk hät, dat jede Morje öm sibben Ohr de Stroß jekährt un dä Avfall alle zwei Dag fottgebraht wäde mööt, muß sich wal keiner dran halde. Mänch Veedel eß esu ärmsillig, dat mer ärg lang spazeere jon muß, öm ens einem ze bejäne. Der dretten Deil vun de Enwonner sin Beddeler, et zvette Drettel besteht us Paafe, Kaplöns, Nönncher un Bröder, un dä Reß sin riche Famillije, Kauflück un Handwerksmeister, die för de andere met arbeide müsse. Jetz muß mer ävver wesse, dat Beddeler ze sin en Kölle ene Berof wor. Wann e Beddelersch Mäde hieroden dät, kräg et vun singem Vater als Metjeff en Plaatz op der Domtrapp op ener andere Kirch.

„Feschers, Franzuse, Preuße“ S. 49

ste mit Kartenkunststücken zu verblüffen. Dann ging es in den Süden, von Italien über Sizilien nach Afrika und zurück, aber nicht so glatt und einfach, wie es hier klingt. Im November 1945 war er wieder in Köln. Daß die Entlassungspapiere nicht ganz vollständig waren und daß er zufällig erfuhr, sein früherer Chef von der Betriebskrankenkasse seiner Porzer Firma sei nun Leiter der Allgemeinen Ortskrankenkasse in St. Goar, entschied über die nächsten Jahre seines Lebens: In St. Goar überstand er die hungerreichen Nachkriegsjahre einigermaßen unbeschadet, dort lernte er seine Frau kennen, und dort schaffte er, wobei, wenn man ihm glaubt, wieder der Zufall mehrere Finger im Spiel hatte, den Sprung ins Versicherungswesen: als Versicherungskaufmann hat er die Grundlagen für sein Leben geschaffen, wie wir es kennen.

Nicht ohne Zufall ging es auch beim Anfang seiner Tätigkeit als Mundartautor zu. Die Schule am Großen Griechenmarkt, die

Wie die Kölner halbe Franzosen geworden waren

De ‚Madam‘ saht ‚Adjö‘, wann se met ehrem ‚Pareplü‘ nohm Maat ‚flaneete‘. En der Kabaß hatt se nen ‚Flakung‘ ‚Ottekolong‘ bei sich, un se kom jedes Mol en ‚Raasch‘ un moot sich ‚altereere‘, dat en der ‚Rue de Kammasché‘ noch kei ‚Trottewar‘ anjelaht wor. Dat wör doch kein ‚Affäär‘, hatt se et letz noch ehrer ‚Bellmär‘ jesah. Doch die Al wor e beßje ‚annejant‘, bal wie en ‚Bejing‘, met dä kunnt mer nit ‚diskereere‘ ov ‚disputeere‘. Om Maat jingk uns Madam ‚tirecktemang‘ op de Breuersch an, die immer de belligste ‚Komkommere‘ hatt. De Breuersch saht: „Buschor, Madam‘, wat jefällig?“ un packten ehr ‚Fudderaasch‘ un de ‚Butälje‘ met Rutwing widder en. Ungerm Koppdoch lorten de ‚Babbeljötcher‘ eruu, un wie se hoot, dat de Madam Jurke han wollt, wood se ‚familjär‘ un saht ‚dusemang‘: „Exküs, Madam‘, nemmt ‚anplaats‘ dä ‚Komkommere‘ ens dä ‚Buraasch‘ ov de ‚Schavu‘, die sin ‚absolut‘ fresch“ un laachten ehr dobei en de ‚Visaasch‘. Do fing de Madam et ‚Lamānteeren‘ an: „Morjü, Ehr Landkumfeck! Wat sin dat för ‚Allöre‘! Ich ston doch he nit för der ‚Passeletang‘ un mi ‚Pläseer‘! Wann minge Pitter Komkommere bei de ‚Karmenat‘ han well, dann kann ich dām kein Kappeshäuv ‚serveere‘!“ Un ‚tuttswitt‘ wor de Madam futtü. Se wor jo ‚borneet‘, denn wann nit en ‚Jungeschwitt‘ op de Maatfrau zojelaufe wör, hätt die se wie der ‚Wullebu‘ anjefalle un ‚duckjeschlage‘!

„Feschers, Franzuse, Preuße“ S. 110

Ferdinand Franz Wallraf

Dat mer hück immer widder singe Vörname verwähfelt un in Ludwig schängk, hät hä verhafdig nit verdeent. Hä wood am 20. Juli 1748 om Steinwäg jebore, singe Vatter wor ene jot situeete Schniedermeister un sing Moder kom us der Bräuerschfamillich Nettesheim, wo och jet doheim wor. Et wor en richdig jesunde kölsche Famillich, de Wallrafs, fromm, nit opjetakelt un ihrlich. Dobei hatten se, wie bal jeder domols, dä Stolz en der Broß, ene Kölsche ze sin, och dä Fän. De Verjangeheit un de Jescheech vun singer Stadt, die vör keinem Künning ov Kaiser kuschen dät, dat wor bei im esu lebendig jebleven, dat hä dä Nidderjangk em achzehnte Johrhundert nit kapeere wollt. Vun klein an frogten hä de Eldere Löcher en der Buch, un die merkten bal, dat hä met Faddem un Nihnlol si Jeld ens nit verdeene wollt. Dröm scheckten se in op de Vörschull vum Jesuite-Jymnasium, wo hä vun morjens aach Ohr bis om elf un vun eins bis om veer Ohr met Lating un esu enem Krom jefödert wood. Zweschendurch wor noh elf Ohr noch en Meß, wo de Jungen et ‚Confiteor‘ un ‚Sanctus‘ metbedde kunnte. Met zwölf Johr kom dä Fän dann op et Jymnasium, dat im allt bal ze klein wood, un hä wor fruh, wie hä met sechsehn Johr anfangen dorf, Filesufie un zwei Johr drop och Theolojie ze studeere. Vun Kind an hät dä Köttel allt Böcher jelese, die met der Schull nix ze dun hatte, un hä wor singem Schullpensum immer wick vöruus. Jedes ale Heff un jedes Stöck Schervel, wat hä fung, kräg en Ihreplaa en singem Läuvezemmerche.

Mer künnt e janz Boch üvver dä Wallrafs Fän schrieve, doch dat dät met de Feschers nit hammeneere, un dröm mööch ich ene große Sprung maache, wie hä Professer vun der kölschen Uni wor un en Kölle dä große ‚Summer-schlußverkauf‘ vun Antiquitätcher, Bilder, Böcher un Handschrefte anfing. De Franzuse kunnte nämlich alles bruche, un dä Fädenand paßten op wie ene Spetzbov, wann us enem Kluster ov ener Kirch Alderdümcher ‚verkauf‘ wäde moote. Hä hatt immer e paar starke Kääls an der Hand, die im holfe, dat schwere Züch en sing Wonnung ze bränge. Einer dovun wor der Freß-Klöttsch, dä jenog Kuraasch hatt, dä Franzuse unger der Nas ene römischen Sarg om Puckel fottzedrage. Em Wallraf singer Wonnung künnt mer bal nit mih tredde, un wann ens einer in besöke kom un sich setze wollt, dann saht hä: „Läg ens de Handschreff us dem elfte Johrhundert un dä Selverleuchter höösch op dat Altarbild vun der Kölsche

Mölerschull, dann häß De nen Stohl frei. Paß ävver op, dat De mem Fooß nit jäjen dem Hardy sing Wahßfijörcher tritts, söns fleecen de römische Jläser om!“

„Feschers, Franzuse, Preuße“ S. 103

seine beiden Töchter besuchten, wollte ein Krippenspiel aufführen, möglichst ein kölsches, und da kein passendes zu finden war, machte er sich selbst an die Arbeit, in der Überzeugung, das zu können, und in dieser Überzeugung bestärkte ihn Dr. Max-Leo Schwering vom Amt für kölnisches Volkstum, dem das Ergebnis vor Augen und Ohren kam; er meinte nicht nur, dieses Spiel müsse gedruckt werden, sondern auch, ein solches Talent solle man weiter pflegen.

Was eigentlich waren die Voraussetzungen? Erstens, daß Albert Vogt in einem Elternhaus groß geworden war, in dem auf allen drei Etagen drei Generationen Kölsch sprachen. Zweitens, daß er in einer Zeit und in einer Gegend aufwuchs, in der Kinder Spaß und Gelegenheiten hatten, miteinander zu spielen und dabei den kölschen Wortschatz zweckmäßig zu erweitern. Drittens, daß er während der Schulzeit in der Mauener Turnhalle unter einem Herrn Baum, der heute nicht mehr näher zu identifizieren ist, aber vielleicht ein Ruheständler vom Kölner Schauspielhaus war, Hännischen-Theater spielte. Viertens, daß er zu Hause in Kontakt mit dem Mauener Ortsfastelovend kam und daß er auch in seiner Militärzeit — nach dem Motto: „Funker Vogt meldet sich ab zum Dichten!“ — schon bald zum Spezialisten für die Gestaltung bunter Abende wurde. Die wichtigste Voraussetzung, wie ich meine, ist seine Sprachbegabung. Sie zeigt sich nicht nur in seinen Fremdsprachenkenntnissen, sondern vor allem in seiner Freude, neue kölsche Ausdrücke auszuprobieren, und in seinem guten Gedächtnis für Wörter und Redewendungen, die er, manchmal schon in früher Kindheit, gehört und aufgeschnappt hat. Das beweisen am schnellsten die Glossare seiner Bücher, auch das des neuen, des vierten „Feschers“-Bandes: „de Baach erav jon“, „e Krösje han“, „an der Spreuz setze“; Memoiren übersetzt er mit „Levvensverzällcher“; wenn einer leicht an die Decke geht, „muß mer oppasse, dat mer nit zo vill säht, söns kammer in vum Plafung kratze“, und Magnifizienz ist, wenn man ihm glaubt, „e alt englisch Woot, dat vum Albäates Magnus herr kütt, dä jo och der Jröbte wor“.

Albert Vogt ist ein harter, man könnte auch sagen ein wilder Arbeiter. Seine Frau kann aus nächster Erfahrung bestätigen, daß er, wenn irgendein selbstgesetzter Termin drängt, halbe Nächte durchmacht und ganze Gardinen vollqualmt. So folgte dann dem Krippenspiel „De Chreßnaach en Kölle“ bald sein wohl erfolgreichstes Buch, „Leever Jott, dä Gravelott!“ mit seinen Paro-

dien, dann die bunten Sammlungen „Poppelappe – Lappepoppe“ und „Kölsche Kumpott vum Gravelott“ und die Verserzählung „Dä Pötze Schäng hät jet an de Jäng“, aber auch die zwei Folgen von „Dä iwije Schängerei-Kalender“. Dazu kommt manches, was ungedruckt blieb, vor allem seine Arbeiten für den Westdeutschen Rundfunk, „Wä lort dann en der Mond?“ nach Paul Linckes „Frau Luna“, „Dä Kniesbüggel“ und „Kabuff – Tartuffe“ nach Molière, „Dä Freßklötsch“, „Bei uns om Bottermaat“, „Blech jäje Blech“, dann „En Kinddäuf en der al Spetz“, uraufgeführt im Januar 1987 von der „Kumede“, und schließlich und insbesondere die fünfbandige Reihe der kölschen „Feschers“-Stadtgeschichte.

Bei all seinen Arbeiten ist es Albert Vogt zugutegekommen, daß er ein großer Sammler ist. Seit er als Versicherungskaufmann unterwegs war, ist kein Antiquariat nah und fern vor ihm sicher. Auf diese Weise hat er, mit Glück und Verstand, eine Sammlung von *Coloniensia* zusammengebracht, um die ihn mancher Profi beneiden würde, wenn er sie kennen lernen dürfte.

Streng und manchmal rücksichtslos, wie Albert Vogt gegen sich selbst ist, wirkt er zuweilen auch gegen andere. Er weiß selbst, daß er Ecken und Kanten hat. Aber für die, die ihm sympathisch sind, setzt er sich auch rückhaltlos ein. Lis Böhle gehört dazu, Hilde Fischer, auch Ann Richarz, und mit Heinz Heger verband ihn eine gute Freundschaft. Auch dem Heimatverein Alt-Köln gehören seine Sympathien. Wir freuen uns darüber. Und wir wissen, was wir an ihm haben.

Heribert A. Hilgers

Im Buchhandel erhältlich: B. Gravelott, Feschers, Franzuse, Preuß. De zwette dausend Jahr durch der Petschbrell belort un zesamspintiseet (vun 1680–1900 eröm). Albert-Vogt-Verlag Köln, 166 S., 18,80 DM.

Die letzten Worte der „Feschers“-Geschichte

Wat soll et, leev Lückcher? Ich kann doch nit doför, dat de Preußen uns schäl anjelort han un schalu wore, weil meer allt bal 2000 Jahr Koltor met uns erömschleife un Berlin jrad 650 Jahr alt wor.

Dä Koltorkampf vum Bismarck jingk 1887 an et Engk, doch wat du'mer hück? Hück dun uns Kölsche de Fööb wieh, wann ene Bayer säht, mer wöre ‚Saupreiße‘. Saht doch leever, meer wöre jode Dütsche un stolze Kölsche!

Ich weiß, dat jetz en janze Häd Lück met mer schänge, weil ich verjesse hätt, üvver ‚In‘, ‚Sei‘, ‚It‘ un ‚Dat‘ ze schrieve, ävver vun Kreeg un Helde ze verzälle, dat litt mer nit. Meer sin de Minsche wichdijer, un Minsche sin och de klein Lück vun Kölle! Vun de Feschers eß 1918 keiner noh Holland jejange, do woren se ze stolz för.

Et wor ens . . ., su han ich anjefange ze verzälle, en kölsche Feschers Famillich, die em hellije Kölle och ens en der Follerstroß doheim wor. Se hät de Franzusen un de Preußen üvverläv, domet Üch eines Dags ene Feschers Bätes vun de letzte ‚dausend‘ Jahr en Kölle jet verzälle kann.

„Feschers, Franzuse, Preuß“ S. 152

Auch der zweite, dritte und fünfte Band der „Feschers“-Geschichte von B. Gravelott, „De Feschers em hellige Kölle“, „De Feschers us der Follerstroß“ und „Der Feschers Bätes“, sind derzeit noch im Buchhandel erhältlich.

SÜNNER
Kölsch



SÜNNER
KORN

Brauerei u. Brennerei Gebr. Sünner, Köln

Köln in Redensarten des Mönchengladbacher Platt

Für den Heimatverein Alt-Köln zusammengestellt von einem Kenner der südniederfränkischen Mundart

In einem schmucken Büchlein mit dem Titel „Det un dat van osser Platt“ hat Wilhelm Hastenrath, federführend für den Arbeitskreis „Osser Platt“ im Heimat- und Geschichtsverein Mönchengladbach, allerlei Wissenswertes aus der südniederfränkischen Mundart, wie sie in Mönchengladbach, Rheydt und Umgebung gesprochen wird, mitgeteilt. Bei der Lektüre fiel mir auf, eine wie große Rolle in den dort gebräuchlichen Redensarten Köln und die Kölner spielen. Es schien mir reizvoll und lohnend, die einschlägigen Redensarten einmal zu sammeln und zu kommentieren. Zu meiner großen Freude erklärte Wilhelm Hastenrath sich auf meine Bitte hin bereit, diese Aufgabe zu übernehmen. Hier kann ich nun sein Ergebnis präsentieren: So spiegelt sich Köln in den Augen und in der Sprache der Mönchengladbacher.

HAH

Für den niederrheinischen Menschen besaß die Stadt Köln in den vergangenen Jahrhunderten — „en Modders Tiite“ — eine besondere Faszination. Sie entstand nicht, weil von der Stadt aus in weiten Gebieten des Niederrheins politische oder geistliche Macht ausgeübt wurde, sie entstand, weil Köln ob seiner Größe und Bedeutung für die Menschen der Inbegriff für Stadt an sich war.

Von mir sind die Redensarten und Redewendungen gesammelt, die im südniederfränkischen Sprachgebiet noch bekannt sind. Es ist die Landschaft zwischen Benrather und Uerdinger Sprachlinie. Sie gehört zum niederdeutschen Sprachgebiet, dem Platt; dagegen wird die kölnische Sprache zum mitteldeutschen Sprachgebiet gezählt,

aus dem einmal das Neuhochdeutsch entstand. Mönchengladbach ist so etwa der geographische Mittelpunkt des südniederfränkischen Sprachgebietes, wenn auch in der Stadt selbst, durch die Industrialisierung bedingt, seit Generationen nur noch ein sehr stark dem Hochdeutschen angepaßtes Platt gesprochen wird.

Die Redensarten aller Landschaften im Kölner Einflußbereich zu sammeln war nicht meine Absicht. Das könnte einmal eine interessante Arbeit sein, nicht nur wegen der systematischen Erfassung, auch wegen der — vielleicht — unterschiedlichen Betrachtungs- und Denkweisen in den verschiedenen Sprachgebieten.

Die Redensarten sind von mir in phonetischer Schreibweise, so wie sie sich in unserem Raum durchgesetzt hat, geschrieben. Damit alles verstanden werden kann, habe ich eine direkte Übersetzung ins Hochdeutsche vorgenommen. Damit erspare ich dem Leser und mir ein Glossarium. Jedoch habe ich — weitgehend — wörtlich übersetzt. Auch wenn dies ein häßliches Deutsch ergibt — es demonstriert immer wieder, daß unsere Sprache nicht nur einen eigenen Wortschatz, sondern auch eine eigene Grammatik hat.

Zuerst einmal war Köln das Synonym für die Ferne. Dorthin war ein weiter, schwieriger Weg zurückzulegen. In den dreißiger Jahren habe ich noch Menschen hier auf den Dörfern kennengelernt, die Köln noch nie gesehen hatten.

„Dat Mäzz, dat ös-eso stupp, dō kam-mer mōt de Vott drop nō Kōlle rije, dō weet merr neet, wo-merr drop jesia’ete had“ — das Mes-



Mönchengladbach um 1642



Mönchengladbach im Jahr 1890

ser, das ist so stumpf, da kann man mit dem Hintern drauf nach Köln reiten, da weiß man nicht, wo man drauf gesessen hat. Das muß wirklich ein stumpfes Messer gewesen sein, denn der Weg nach Köln war doch weit.

„Vörr twije Pänninge ritt dërr Bu'er op en botte Acks nō Kōlle“ — für zwei Pfennige reitet der Bauer auf einer stumpfen Axt nach Köln. Es gibt eben Leute, die um eines Verdienstes willen alles in Kauf nehmen, alles mit sich anstellen lassen, Hauptsache, die Kasse stimmt. Freilich, stumpf sollte die Axt dennoch sein! Das Wort Bauer galt im übrigen nicht dem heutigen Landwirt. Die Kölner haben sicher jeden, der nicht in ihrer Stadt wohnte, Bauer genannt. Die Mönchengladbacher nennen heute noch die Bewohner der jetzt eingemeindeten Vororte Bauern. Und die Bewohner dieser Vororte ihrerseits nennen so die auf den umliegenden Dörfern wohnenden Menschen. Man glaubte eben, daß der in einer kleineren Ansiedlung Wohnende primitiver, tölpelhafter, geldgieriger, aber auch schlitzohriger wäre.

„Dq kam-mer si'en, wat en Kōlle de Botter kōqs“ — da kann man sehen, was in Köln die Butter kostet. So sagte man von einem hohen Aussichtspunkt, von dem aus man weit ins Land sehen konnte. Hieß es jedoch: „Dā kann si'en, wat en Kōlle de Botter kōqs“ — der kann sehen . . ., dann war die Rede von einem Mann, der überklug weit-sichtig sein wollte.

„Kōlle kiike lōqte“ — Köln sehen lassen, das hieß, mit flachen Händen ein Kind am Kopf fassen und hochheben. Dabei wurden die Ohren fest angedrückt. Dem so Hochgehobenen wurde derweil leicht schwindelig, er hatte es nicht immer gern.

„Dā had Klōpp kri'eje, dat-e Kōlle suach“ — der hat Schläge be-



Holländischer Scherenschleifer um die Jahrhundertwende

kommen, daß er Köln sah. Da war jemand verprügelt worden bis zum Phantasieren.

„Dat ös-e-so ald äs de Strōqt nō Kōlle“ — das ist so alt wie die Straße nach Köln, denn die hat es ja immer schon gegeben. Und was du da erzählst, was du tust, wie du dich verhältst, das ist überhaupt nichts Neues.

„Töösche Kōlle on he'i wōt vū'el jeluare“ — zwischen Köln und hier wird viel gelogen. Sicher gibt es auf einer so weiten Strecke manchen Menschen, der lügt. Und du mußt nicht alles glauben, was die Leute erzählen.

Weben ist harte Arbeit. Das haben nicht nur die schlesischen Weber erfahren. Hier sagt man: „Wä'ever, di jā'er wā'ewe, di kam-mer op en Schōrechskaar nō Kōlle vaare“ — Weber, die gerne weben, die kann man auf einer Schubkarre nach Köln fahren. Damit wird doppelt ausgedrückt, wie klein ihre Zahl ist: sie können nicht nur alle auf einer Schubkarre sitzen, sondern man kann diese Karre dann ohne Mühe den weiten Weg bis nach Köln schieben. Anders gesagt: Es gibt keinen Weber, der seine Arbeit gern tut.

In dieser großen Stadt in weiter Ferne konnten seltsame, verwirrende Dinge geschehen. Aber die Erzählungen brauchten nicht immer der Wahrheit zu entsprechen.

„Kōlle ös Kōlle, dat ös neet te bejriipe“ — Köln ist Köln, das ist nicht zu begreifen. Was ich da höre, erlebe, das ist nicht zu erklären, das muß ich halt so hinnehmen.

„Dat ös en Kōlle passeert un en Qōke e Jōqr ald wu'ede“ — das ist in Köln passiert und in Aachen ein Jahr alt geworden. Was ich da höre, ist einfach unglaublich. Stärker noch wurde die Ablehnung ausgedrückt mit dem folgenden Satz:

„Dq weete-se en Kōlle nicks van aff, on he'i dō jia've se nicks dröm“ — da wissen sie (weiß man) in Köln nichts von (ab), und hier, da gibt man nichts darum.

„Merr had dōcker kalle jehu'et äs en Kōlle Meddach lūje“ — man hat öfter reden gehört als in Köln Mittag läuten. Da wird viel gesprochen und versprochen, aber wenig Vernünftiges gesagt und wenig vom Versprochenen gehalten. In Köln, das wußte man, läuten viele Glocken zu Mittag.

„Vörr de Bestaane moddener en Kōlle twije si'en“ — zum Heiraten müssen ihrer in Köln zwei sein. So antwortete ein Junggeselle auf die indiskrete, neugierige Frage, warum er nicht heirate. Mehr noch wurde der Satz gebraucht, wenn jemand Unglaubliches erzählte, denn neben dem Erzählenden gehörte ja auch noch ein Zuhörer dazu, der es glauben sollte.

„Öt ös Kōlle, sait dërr Bu'er, dō stonge en Jläbbeck op dërr Maat“ — es ist Köln, sagte der Bauer, da stand er in Gladbach auf dem Markt.

Da haben wir den „dummen Bauern“, der nicht weiß, wo es lang geht, der nicht begriffen hat, was eigentlich zu tun ist.

Nicht nur Kinder, auch Erwachsene, die mit Angeboten nicht zufrieden waren und etwas anderes lieber haben wollten, hörten: „Li'everhann dä ös en Kõlle opjehange wu'ede“ — Lieberhaben, der ist in Köln aufgehängt worden.

„Ömmesöß ös du'et on lick en Kõlle bejraave“ — Umsonst ist tot und liegt in Köln begraben. Es gibt nichts umsonst.

„Wä van-de Dräujemente störef, dä wöd en Kõlle möt Füreze belütt“ — wer von Drohungen stirbt, der (dessen Beerdigung) wird in Köln mit Fürzen beläutet. Wer sich ins Bockshorn jagen läßt, der wird verachtet. Aber nicht nur in Köln.

Köln und die Kölner wurden, sicher wenig schmeichelhaft, als Sinnbild genommen, um vielleicht nicht wünschenswerte Eigenschaften zu charakterisieren. Glaubten doch Landbewohner bis in unsere Tage, daß der Mensch der Großstadt — ob seiner anderen Lebensweise — gewieft bis zur Unredlichkeit wäre, dafür aber dann einen (vielleicht im stillen beneideten) lockeren Lebenswandel führte. „Kõllsche Stri'ek“ — kölnische Streiche — wurden harmlose Schelmenstücke genannt. Dagegen war „der kõllsche Hongk“ — der kölnische Hund — die böse Bezeichnung für einen Mann, den man für hinterlistig hielt.

Von einer Rechnung, die für nicht korrekt gehalten wurde, hieß es: „di ös uutjeriä'ekend wi dat Deng möt di 11 000 Jongkvraue van Kõlle“ — die ist ausgerechnet wie die Geschichte mit den 11 000 Jungfrauen in Köln. Trotz seiner Frömmigkeit mißtraute der Niederrheiner den Zahlen dieser Legende. Und für ihn war klar, daß solche unredliche Berechnung typisch für die Großstadt wäre.

„Wat van däm te krije ös, dat kanns-de ooch en Kõlle op dërr Maat jälde“ — was von dem zu bekommen ist, das kannst du auch in Köln auf dem Markt kaufen. Es ist schwer, von ihm etwas zu bekommen — der Weg nach Köln ist umständlich und weit. Aber wenn du etwas von ihm erhältst, wird er versuchen, für sich ein Geschäft daraus zu machen, dich zu übervorteilen.

„Vörr Jäld kanns-de en Kõlle Zokker en-de Vott jebloqse han“ — für Geld kannst du in Köln Zucker in den Hintern geblasen haben. Für Geld kann man alles haben, vor allem die Kölner tun für Geld alles.

Die Zuverlässigkeit der Kölner wurde nicht sehr hoch eingeschätzt. „Dä had maar e kõllsch Jqqr he'i jewerek“ — der hat nur ein kölnisches Jahr hier gearbeitet, er hat sich schon nach kurzer Zeit wieder „verabschiedet“. „E kõllsch Jqqr, dat send siä'es Wiä'eke“ — ein kölnisches Jahr, das sind sechs Wochen.

Frauenhosen (Schlüpfer kann man die Monstren nicht nennen!)

hatten, soweit überhaupt welche getragen wurden, neben dem Schlitz im Schritt hinten eine aufknüpfbare Klappe, um die Bedürfnisse einfacher verrichten zu können. „Kõllsche Mäddches hand Bockse aan möt vü'ere on henge Dü'erkes draan“ — kölnische Mädchen haben Hosen an mit vorne und hinten Türchen dran.

„Em Alder wiä'ede ooch touw Kõlle de Lüü vrömm“ — im Alter werden auch in Köln die Leute fromm. Viele Dinge, die den jungen Menschen Schwierigkeiten machten, weil sie als Sünden galten, entfallen meist mit zunehmendem Alter von selbst. Da ist es dann einfach, fromm zu werden. Und dies traute der Landbewohner sogar den für besonders sündig gehaltenen Großstädtern zu. Im übertragenen Sinne wurde die Redensart aber auch gebraucht, wenn jemand ganz allgemein im Alter nachsichtiger und weniger aggressiv mit seinen Mitmenschen umging.

Bei einigen der beliebten Rätsel wurde auf Köln Bezug genommen, weil damit die innere Spannung der Frage erhöht werden konnte.

„Touw Kõlle en dërr Dom dq steet en Bloom, je länger di blöönt, je kötter di wöt“ — zu Köln im Dom da steht eine Blume, je länger die blüht, je kürzer die wird. Eine brennende Kerze ist gemeint.

„Wi ös dërr i'eschte Vlu nq Kõlle ku'eme?“ — wie ist der erste Floh nach Köln gekommen? „Bruun“ — braun, lautet die Antwort, weil seine Farbe braun ist.

„Wat had en Möön en Kõlle onge en-et Döppe?“ — was hat eine ältere Frau in Köln unten im Topf. „Dërr Buam“ — den Boden — in Köln so gut wie anderswo.

„Kõlle ös ooch neet op een Daach jebouwt wu'ede“ — Köln ist auch nicht an einem Tag gebaut worden. Die Größe und Pracht der Stadt wurde respektiert. Eine „ganze“ Sache braucht oft ihre Zeit. In der alltäglichen Umgangssprache wurde die Redensart als Trost ge-



Niederrheinischer Bauernhof mit Butternrad

braucht, wenn eine Arbeit wider Erwarten an einem Tag nicht zu Ende geführt werden konnte. Zur Entschuldigung für mangelnde Arbeitslust dient sie heute noch.

„Dat ös ene drüüje Pitter“ — das ist ein trockener Peter, dem fehlt es an Lebhaftigkeit und Humor. Zurückgehen soll diese Redensart auf die Apostelfigur am Dom, die in einem Brunnen steht, der meist trocken ist. Diese Erklärung mag für die Kölner gelten, aber kaum für weiter entfernt wohnende Menschen, die in ihrem Leben Köln vielleicht nur einmal sahen. Der heilige Petrus war im Volksglauben der Herr des Wetters. Trocken es, ruhiges Wetter bedrückte die Stimmung. Zur guten Ernte brauchte es Wind, Wolken und Regen.

Am Schluß nenne ich eine Redensart, in der Köln oder jedenfalls der Kölner Dom in gutem Licht erscheint. Wie anderswo sagt man auch im Südniederfränkischen: „Wā öt längs lääv, dä kritt öt all“ — wer am längsten lebt, der bekommt alles. Aber wenn man ausmalen will, was „alles“ bedeutet, dann heißt es hier: „di Iiserbahn on derr Kölner Dom“ — die Eisenbahn und den Kölner Dom, also den Inbegriff der modernen Industriezeit, mit der man einmal viel Geld verdienen konnte, und den Inbegriff mittelalterlicher Frömmigkeit und Kunst, einen Gegenstand des Respekts und der Ehrfurcht.

Mit einem scherzhaften Reim verabschiedete sich der Nachbar, wenn er nach Hause ging:

„Nu well ech jōn, lōqt Kōlle stōn
en pack derr Dom om Nack, dō han-ech ene jo'e Knappsack.
Alsdann!“

So will auch ich mich von den Lesern von „Alt-Köln“ verabschieden: Nun will ich gehen, lasse Köln stehen und packe den Dom auf den Nacken, da habe ich einen guten Futtersack. Alsdann!

Wilhelm Hastenrath



Ein Poller Milchmädchen mit Eselskarre um 1900

Die alten Kölner Originale

Ein Lied aus dem Jahr 1899

In Heft 54 von „Alt-Köln“ habe ich vor knapp vier Jahren unter der gleichen Überschrift den Text eines Liedes von Clemens Wiebel über die Kölner Originale abgedruckt, das aus dem Liederbuch der „Kölner Narrenzunft“ für 1899 stammte. Inzwischen kann man es, wie eine ganze Reihe anderer, in Reinold Louis' großem Buch „Kölner Originale“ (Seite 224) nachlesen. Ein weiteres Lied, das anscheinend sogar Reinold Louis entgangen ist, habe ich kürzlich im Liederbuch der „Carnevals-Gesellschaft Eintracht“ für 1900 entdeckt. Es steht dort im Heft für die erste Sitzung, die schon Silvester 1899 stattfand, muß also jedenfalls noch 1899 geschrieben sein und ist zu singen auf eine der bekanntesten und beliebtesten Grundmelodien, die Fiaker-Melodie von Heinrich Körschgen (1858–1922). Der Autor, der sich in der letzten Strophe auf eigene Jugenderinnerungen beruft (et Fleute-Arnöldche Arnold Wenger lebte seit 1876 in der Lindenburg und starb dort erst 1902), ist nicht genannt. Er war sicher kein Spitzenkünstler: Die Reime sind hie und da ein bißchen sehr ungefähr, besonders kühn ist in der ersten Strophe die Verteilung des Namens Zibingemann auf zwei Zeilen, und auch sonst mag der Text gerade dem gemeinsamen Gesang manchen Widerstand entgegengesetzt haben. Aber das war in den kleineren Gesellschaften, die sich mit den Produkten ihrer Mitglieder begnügen mußten, wohl nicht ganz selten. — Die meisten Sonderbarkeiten der Schreibweise habe ich beibehalten; manchmal wechselt die Orthographie von einer Zeile zur nächsten. — Die Originale sind für den Autor Teil der vergoldeten Vergangenheit. Aber er weiß doch auch, daß weder ihr Leben noch der Umgang der Kölner mit ihnen Gegenstand ganz unbeschwerter Heiterkeit sein kann. — Wer mag wohl „et schwazz Edelwieß“ zur Entstehungszeit des Liedes gewesen sein? HAH

Vergange

Fruh denk der Minsch zoröck an fröh're Zigge,
Wat es, wat wor de Jugendzick doch schön.
Zo Düx do stunnten an dem Rhing noch Wigge,
He en d'r Stadt wor mänche Gahde grön.
Dat Ahle avgeschaff — de Stadt verjüngk en Kraff,
Un gohd ehr för de Dhör, ehs neu die Klör.
Mänch alt Orginal
Wor för sich un uns en Qual.
Dänn nor zum Gaudium
Woren die vör't Publikum.
Jetz sollt er se noch ens sinn,
Böckteröck, d'r Palm, Zibing-

Emann, Maler Bock,
Un et Fleute-Arnöldche dat kohm noch bovven drop.
Tralalalala tralalalala...

De Böckteröck! wer kannst se nit, dat Fräuche!
M'em Korv em Ärm, se höpften ob 'nem Stock.
De Junge roppten se an Rock un Mäuche,
Un üvver eine Schohn drog se ne Sock.
Om Kopp en wölle Mötz — drog se; en Ömschlaags-
dohch,
Wat en d'r Kält se öm de Schold're schlog.
Se wohd off geuhz,

Mänche Klant dä kräg en Knuhz
Dann vun där Böckteröck,
Wau Wau Wau an einem Stöck
Reef mer. Su wohd die geschant,
Bis zolätz kom dä Schahschant:
„Laßt das sein mir da!“
Schant se dann zoletz: „Sag, jung Rabau, häß do e Va?“
Tralalalala tralalalala...

D'r Palm dä däht nor immer Musik maache.
Wat hätt d'r Schwengel öffttesch dä verjöck!
Hä sälver däht sich freue, häzzlich laache.

Alles versichert.

Alles wird sicher. Menschen, Häuser, Autos, privat und im Beruf. Sprechen Sie mit uns.
Wir sind die Versicherung in Ihrer Nähe.

PROVINZIAL



Franz Oster Repräsentant, Nachfolger Hans-Jürgen Oster, Kattenbug 2, 5000 Köln 1, Telefon 02 21 / 12 20 91

Hä drog met Anstand immer sih Gescheck.
 Dat Urgelsprivileg wor noch vum Freiheitskreeg,
 Däm Blücher hat geholfen hä em Seeg.
 En Husaremötz
 Schwazz, grad wie sing ähde Nözz,
 Singe Stolz un Richdohm wor.
 Ahle Rock, ganz ohne Schoor,
 Su ging hä dann durch die Stadt,
 Leev sich nie de Affsätz platt.
 Su kunnt ehr en sinn,
 Sonndags Meddags ging uniformeet hä lans d'r Rhing.
 Tralalalala tralalalala . . .

„Saht, Lück“, su reef hä, „hat ehr nix ze binge?“
 Su reef dä Mann, dä lans de Dürre ging.
 Wann hä gerofen hatt, kunnt nix mieh finge,
 Dann satz hä sich en Kält un Sonnesching.
 Wenn fröh'r d'r Mähd ens ging — de Schnut vum Kaffe-
 pott,
 Kohm dä Z e b i n g e m a n n, dä bung se drop.
 Scherv'le allerlei
 Un ahl Döppe en 'ner Reih
 Braht mer im vun noh un wick,
 Doch ald lang eß fott die Zick.
 Un met Droht do bung hä dann
 Henke, Greff un Schnuhten an.
 Dat kölsch Stadtgenie
 Existet ald lange, lange Johren och nit mieh.
 Tralalalala tralalalala . . .
 Dä M a l e r B o c k dä kunnt sich nix mieh gönne,

Denn immer schant dä üvver Bürgerpack,
 „Gemeines Pack“, reef hä, „ehr kütt nit künne
 Verstonn mich, meistens sitt ehr en dem Lack.“
 Ne Blomestruhs dä drog — hä immer en d'r Hand,
 M'em Sporestivvel ging et üvver Land.
 Wann't em Summer schön
 Wor, schleef hä bei Mutter Grön.
 Wor et heiß, dann schleef sugar
 Hä en einer Fühlingskaar.
 Schlapp dä Hoht, dä opgesatz
 Hä. Ne Kähl grad wie en Latz,
 Wellt ehr inn ens sinn,
 Dann goht nohm Panoptikum ens noh d'r Fluhgahß hin.
 Tralalalala tralalalala . . .

Ich kann als Jung mich noch zoröck besenne,
 Un mänchem And're fällt et wahl noch en.
 D'r F l e u t e n A n o l d s u dhät mer in nenne,
 Däm braht et Fleute sechere Gewinn.
 Dä fleuten ob d'r Stroß — dat wor en Kinderspaß,
 D'Urgelspiller rümpfen blos ehr Nahs.
 Alles eß futtū,
 Anold, Palm, dä kütt nit mieh;
 Fott ehs dä Zebingemann,
 Dä üch nix mieh binge kann.
 Doch en zweite Böckeröck
 Kütt noch ob dem Stock gejöck:
 E t s c h w a z z E d e l w i e ß,
 Dat ehs bahl en Unicum, weil dat sich nit mieh wisch.
 Tralalalala tralalalala . . .

„Wenn ich su an ming Heimat denke . . .“

Das Gesicht einer Stadt einst und jetzt / Bericht einer außergewöhnlichen Reise

(Fortsetzung aus Heft 65 und 67 von „Alt-Köln“)

„Gesinn hat ehr en schon, ävver nit genau. Hä eß ärg metgenomme;
 sing Orgel wäd ehr wal nit mieh hüre. Un och die schön Apostel-
 kirch, de Gereonskirch, Zint Määten un en ganze Reih ahl Kirche
 sin Ruine. Waht nor, unse Herrgott weed se noch kriege, die engli-
 sche Baggasch!“

„Dann welle mer ens wigger gon“, schlug der Fiakerkutscher vor,
 rückte den Kuletschhot gerade, knallte mit der Schmeck, und alles
 rief: „Adschüb, Griet, bliev wie de beß, dann weed noch alles got!“

„Adschüb och“, rief Griet, und sie schmunzelte verständnisinnig,

als der Maler Bock — so ganz in Gedanken — den ihr geschenkten
 Blumenstrauß wieder mitnahm, und sie dachte: „Dä eß och dersel-
 ve geblevve.“

Das Völkchen pilgerte nun zum Rhein hinunter. Im geheimnisvol-
 len Mondlicht lag der Strom in ewigem Gemurmeln, dunkel und
 schicksalschwer. Wo sonst die lustigen, hochgegiebelten Häuschen
 die Rheinpromenade säumten, starrten die leeren Fensterhöhlen,
 erloschenen Augen gleich, in die Nacht. Rheinauf, rheinab Toten-
 stille — Dunkelheit, Trümmer — Ruinen —, wo einst geschäftiges
 Leben in unerträglichem Rhythmus pulsierte. Ausgebrannt lagen
 sie da, die Stätten rheinischer Fröhlichkeit; verwüstet die Terrasse

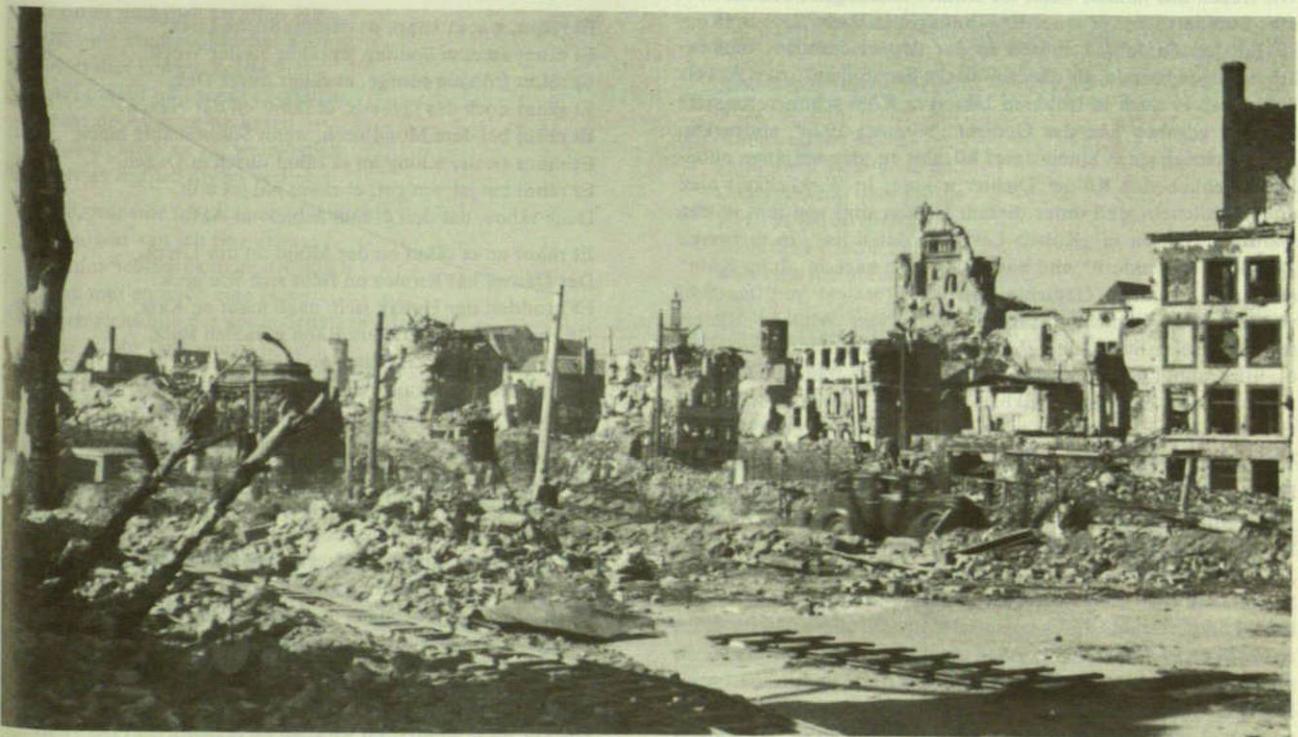
des Stapelhauses, wo man sich so oft in lauen Sommernächten um die Musikkapelle geschart; verwaist die Anlegebrücken der schmucken Rheindampfer; verrauscht der Menschenstrom, der sich hier einst auf die Schiffe gedrängt, um, geschaukelt auf dem Rücken des alten Vater Rhein, der Fröhlichkeit Tribut zu zollen.

„Sag, Tünnes“, überlegte Hännischen, „Wenn sich jetzt noch ene Pooch verlaufen hät un mer en froge wöllt, wo hä för singe Vatter der Schabau hollen gingk, öm sing Gägend eruszofinge, dann wöre mer och nit schlauer, wenn dat Männche sage dät: ‚Em Zuckerpuckel!‘ Denn keine ‚Zuckerpuckel‘, kein ‚Kloog‘, kei ‚Krütze‘, keine ‚Fiese Kunibät‘ sin zo finge. He han se jo su gehaus, dat mer nit ens mieh ei Hus fingk.“

Ganz mechanisch ging man nun die Salzgasse hinauf bis auf den Heumarkt. Eine im grellen Mondlicht aufleuchtende Giebelwand war mit Kreide beschriftet: „Luftige Wohnung zu vermieten! Decke und Fußboden sind mitzubringen!“ Wahrhaftig, die Kölner schienen in ihrem unsagbaren Leid den Humor nicht verloren zu haben!

Plötzlich jedoch blieben die himmlischen Ausflügler erschüttert stehen. Auf den Schuttberg eines eingestürzten Kellers hatten trauernde Hände einen Kranz gelegt. Schäl ballte die Faust: „Su e Mörderpack . . .!“ Und der Maler Bock legte wortlos sein Blumensträußchen zu dem schon verwelkten Kranz, zum erstmal in seinem Dasein trennte er sich von ihm für immer.

Dann ging es die Bolzengasse hinauf bis zu dem ausgebrannten Gürzenich. Über den östlichen Eingängen hingen noch die Ritterwappen derer von Gürzenich, die bei Düren wohnten und die hier einst ihr Stadthaus hatten. Jetzt säumten rauchgeschwärzte Außenmauern ineinandergesunkene Festsäle, in denen man einst einen Kaiser empfangen, weltberühmte Sänger die Muse Polyhymnia gehert; wo rauschende Ballnächte den Alltag unterbrochen und zur Karnevalszeit Prinz Karneval närrisch die Pritsche geschwungen hatte. Vorbei — vorbei — Oder war das alles nur eine Sinnestäuschung? Die kleine Gesellschaft horchte auf. Aus dem Kellergewölbe drangen Geräusche. Neugierig rutschten die heimwehkranken



Der Heumarkt mit seinen Kriegszerstörungen, auf dem Sockel links das letzte Bein des Königspferdes

Kölner durch einen klaffenden Spalt in den Keller hinunter. Der sich ihnen hier bietende Anblick war so seltsam, daß es ihnen allen für Minuten den Atem verschlug. Auf zerbrochenen Tischen und Stühlen, auf umgestürzten Gestellen, ausrangierten Kleiderständern, auf leeren Weinflaschen, auf Fässern und Fahnenstangen gaukelten die Weingeister wie in guten, alten Zeiten. Arnöldchen hob die Flöte: „Och, wat wor dat fröher schön doch en Colonia, wa' mer Sondags noch noh'm ahle Kohberg ging, un dä Pitter Ärm en Ärm mem Apollonia stell vergnög om Heimwäg an ze knutsche fing.“

Willi Ostermann fühlte ein bitteres Würgen in der Kehle. Och, wat

wor dat fröher schön doch en Colonia . . . Nun war sein geliebtes altes Köln Bubenhänden zum Opfer gefallen. — Und plötzlich wandte er sich wütend gegen die Weingeister: „Wat fällt üch en? Kölle eß en Dudelad wode, un ehr dot he, als wör nix passeet. Ehr sollt üch jet schamme!“ Ein einziger Protest war die Antwort. „Selvs wenn se ganz Kölle koot un klein schlonn, *der Geis eß doch nit ömzobränge*, dä nit, dä hät Iwigkeitswäht!“

„Dat stemb“, lachte die Böckderöckwauwau, „et kölsche Hätz eß nit ömzobränge, dat krigen se nit kapott. Et git jo och nor ei Kölle.“

(aus der Zeitung „Der neue Tag“, Ende Januar 1944)

Ein unbekannter Mundartautor namens Josef Michels?

Zur Ehrenrettung von Jean Michels mit Proben seiner Gedichte

Wir freuen uns immer, wenn die Kölner Zeitungen auch die kölsche Mundartliteratur einer Erwähnung würdigen. So war es am 30. Juli letzten Jahres, mitten in der deprimierenden sommerlichen Regenperiode, als die „Kölnische Rundschau“, zum Beweis dafür, daß es auch in früheren Jahren in Köln schon verregnete Sommer gegeben hat, das Gedicht „Summer 1924“ abdruckte. Leider schrieb sie es einem Josef Michels zu, den sie einen unbekannt gebliebenen Kölner Dichter nannte. In Wirklichkeit hieß er Jean Michels, und unter diesem Namen sind von ihm in den zwanziger Jahren in „Kölsch Levve“, „Alt-Köln“, in mehreren „Alt-Köln-Kalendern“ und ausnahmsweise auch in „Jung-Köln“ rund zwei Dutzend Gedichte und ein Prosatext veröffentlicht worden; sein Gedicht „Sproch“ wurde von Wilhelm Räder-scheidt in seine Sammlung „Jet för et Hätz“ aufgenommen. Über die Biographie von Jean Michels allerdings weiß auch ich bisher nichts — und ich wäre dankbar, wenn bei dieser Gelegenheit vielleicht einer aus dem Kreis unserer Mitglieder mir auf die Sprünge helfen könnte.

Da der Abdruck von „Summer 1924“ auch nicht fehlerfrei war — natürlich kommt nach dem Morgen zuerst der Tag, und die Nacht folgt erst dem Abend —, sei er hier, nach der Vorlage im „Alt-Köln-Kalender 1925“, wiederholt. Zum Schluß der zweiten Strophe mit dem kühnen Reim von „Mars“ auf „Dollars“ sei die Erinnerung erlaubt, daß zur Entstehungszeit dieser Verse Köln unter dem Eindruck der großen deutschen Inflation stand, in der, verglichen mit der schwindsüchtigen Reichsmark, die festen Dollars wie die Sterntaler des Märchens empfunden werden mußten. Und in der letzten Strophe meint „Kurööt“ zweifellos „Kurorte“.

Summer 1924

Et rähnt, wat et kann, us dem weßliche Loch,
Et rähnt an dem Sonntag, et rähnt en der Woch.
Et rähnt fröh am Morge, et rähnt üvver Dag,
Et rähnt noch des Ovends, et rähnt en der Naach.
Et rähnt bei dem Mondleech, wenn Sonnesching laach,
Et rähnt en der Rhing un et rähnt durch et Daach.
Et rähnt bal jet win'ger, et rähnt bal jet mih, —
Doch rähne, dat deit et met Schick un Aki.

Et rähnt un et rähnt en der Mölm un der Dreck,
Der Däuvel hät Kirmes un freut sich wie geck.
Et pruddelt der Hungk sich, naaß maut en Katz,
De Fesch bal versuffe, em Rähn muuz en Ratz,
De Mösch die verkrüff sich un Kiev en dem Neß,
Vergnöglich nor grunze de Ferken om Meß.
Mer süht vun der Sonn nix, mer süht nix vum Mars,
Et rähnt un et rähnt, ävver blos kein Dollars.

Et rähnt un et rähnt un et rähnt rack wie doll,
Et rähnt heh en Kölle, et rähnt och en Poll:
Et rähnt en de Botter der boore Beging,
Et rähnt en de Wooschköch, et rähnt en der Wing.
Et rähnt en der Milech dem ehrlichsten Boor
Grad wie och em Schnaps de Prozente zom Troor.
Et rähnt en et Bräues, et Brut dat blieb naaß,
Et rähnt selvs em Krömche en't Sooerkrucksfaaß.

Verrähnt eß der Summer, verrähnt eß et Land,
Dat gar nit et ophö't, eß wirklich en Schand.
Verrähnt sind de Ferje, verjock eß et Geld,

Verrähnt jeden Usflog, verrähnt Bösch un Feld.
Verrähnt sin de Kurööt, verkält sin de Gäß,
Verrähnt eß de Kirmes metsamp Schötzeßeß.
Un wann et ens ophö't, de Sonn widder blänk:
Dann sin met dem Summer de Ferjen am Engk!

Jean Michels

Das nachfolgende Gedicht ist 1923 in „Kölsch Levve“ erschienen:

Mie Kätzge

Och, dat wor e klei, leev Kätzge!
Goldig blänkten im de Hoor,
Op der Bosch e schneiwieß Lätzge,
Auge wie de Sonn su klor,
Sammetweich wor Put un Stätzge,
Nas un Müngche nutzicklein —
Jo, esu en adig Kätzge
Fingk mer selde, seldom ein.

Un ich nohm et en de Ärme,
Daut et mugglich an mien Hätz,
Dät sing klamme Pütcher wärme,
Spillt met singem krölle Stätz.
Un et maut un spennt genöglich,
Mäht de Auge zo un kniep —
Ich hatt mich su vill we mögliche
Nett un öntlich drenn verlieb.

Och, wat wor ich stolz un glücklich!
Jung, wat wor ich fing eruus,
We dat Schmusekätzge dröcklich
Kom met en mien eige Huus. . .
Doch zicksdäm dat golde Schätzge
Wor e Johr lang minge Schatz,
Muuz sich höösch dat fussig Kätzge
En en uusgewahße Katz!

Jean Michels

Auch das nächste Gedicht, eine scherzhafte Warnung, ist im Jahrgang 1923 von „Kölsch Levve“ zu finden:

Jung, paß op!

Höt Dich, Jung, vör MädchESAUGE!
Sin se schwatz ov bloo ov brung,
Seldom deit et Deer jet dauge, —
Höt Dich, höt Dich, leeve Jung!
Höt Dich, Jung, vör MädcheshOORE!
Lööchten sei och rack we Gold,
Bliev dervun! Do beß verlore,
Beß an Dingem Unglöck schold.

Höt Dich vör nem MädchESMÜNGCHE,
Höt Dich vör nem lus Geseech,
Höt Dich vör däm söß GebüNGCHE,
Höt Dich vör däm ganze Weech!

MädcheshOORE sin we Strecke,
Aug un Mungk sin inne glich.
Dun däm Weech d'r Finger recke —
Jung, paß op! — et heerot Dich!

Jean Michels

Das „Schlofleedche“ aus „Kölsch Levve“ 1925 sei den kölschen Komponisten ans Herz gelegt:

Schlofleedche

Schlof Do, mie leev Quösge,
Hör, do schleit et aach!
Leev, et eß om Strößge
Stechendüstre Naach!
Schlof un maach kei Pännche,
Alles eß en Rauh,
Nor e Heizemännche
Kiev met singer Frau.

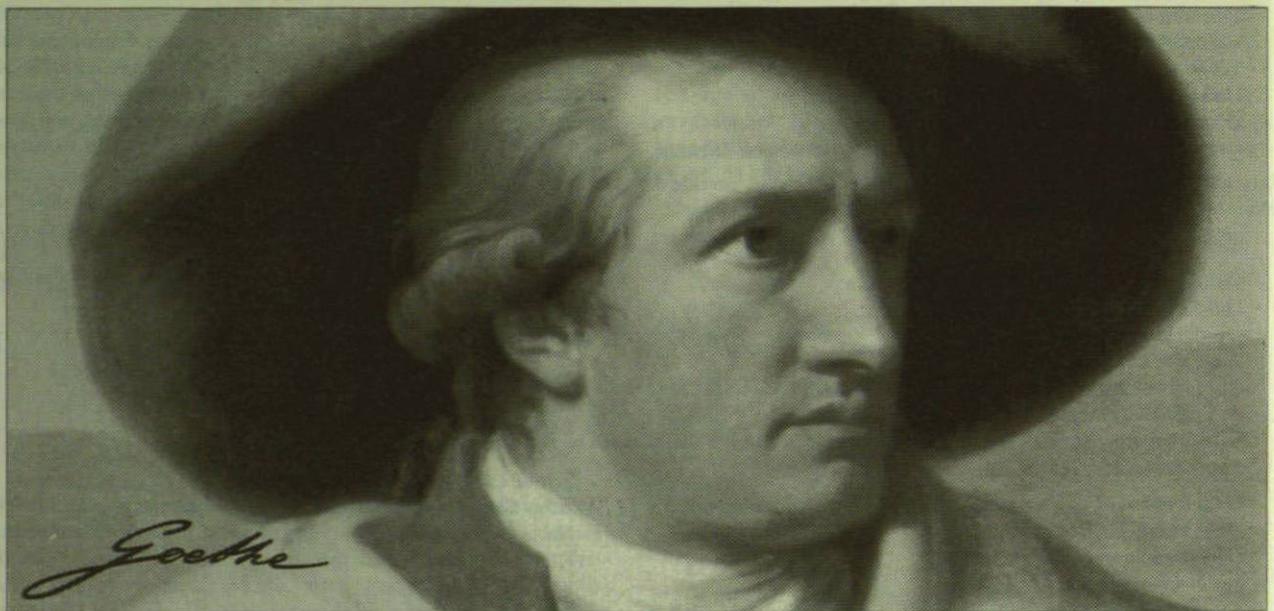
Schlof, mie Stubbeditzge,
HüNGCHE geiht nohm Bett;
Minne, minne Mitzge
Spillt mem Stätz noch jet.
Ungerm Bünn däm Müsge
Weed et bal zo drell,
Mäht dem Kind e Füüßge,
Weil't nit schlofe well.

Schlof, mie klei, leev Stümpche,
Kippche läht en Ei;
HäSge brängk e Klümpche,
Wann Do schliefs, och zwei.
Höösch! Jitz mäht mie Leevege
Brav de Auge zo. —
Schlof, mie Hätzensdeevge,
Mütterche kütt noh.

Jean Michels

(Fortsetzung folgt)

Bildnachweis: S. 2: Heinrich Roggendorf; S. 3: Verkehrsamt Uhldingen-Mühlhofen; S. 6, S. 8, S. 12, S. 13 und S. 29: Rheinisches Bildarchiv; S. 9: Dr. Robert Frohn; S. 15: Heinz Bauer; S. 18: Privat; S. 23 (2), S. 24, S. 25, S. 26: Archiv Wilhelm Hastenrath. Druckauflage dieses Heftes: 1950. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Impressum: Seite 17.



AUS FREUDE AN KULTUR, KUNST UND BRAUCHTUM

Johann Wolfgang von Goethe ist ein Beispiel. Er war Mitbegründer einer Sparkasse. Die Förderung der Kunst und Kultur »vor Ort« wird von der Kreissparkasse Köln aus Tradition auch dann betrieben, wenn große Namen nicht beteiligt sind. Kunst, Brauchtum und Sport sind nur drei der wichtigen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, die Engagement brauchen.

Und das macht sich die Kreissparkasse Köln als öffentlich-rechtliches Kreditinstitut zur ständigen Aufgabe. Man könnte es auch als Verpflichtung gegenüber dem Bürger bezeichnen. Aber im Sinne von Johann Wolfgang von Goethe nennen wir es lieber ein Anliegen aus Freude am öffentlichen und kulturellen Leben unserer Gesellschaft.



Kreissparkasse Köln